

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Der Waldhannes.

Novelle von E. Mengel.

I.



„Guten Morgen, Hannes!“

„Morgen, Herr Oberförster!“ erwiderte dumpf der alte Tagelöhner, ohne sich in seiner Arbeit stören zu lassen. Er trug aus dem hohen Buchenbestande gespaltenes Holz in das neben der Landstraße aufgerichtete

Klaftermaß und war so ganz dabei, daß er den Oberförster und dessen Begleiter nur mit einem flüchtigen Blick beim Begrüßen streifte.

„Hannes, Hannes!“ rief der erstere jetzt, „den Schultern nur nicht zuviel aufgeladen! Wenn sie auch noch ungebeugt und kräftig sind, wie die eines jungen Menschen, mehr als siebzig Jahre tragen sie deshalb doch.“

„Thut naut,“ gab der Alte in dem klanglosen Ton von vornhin zurück und nahm noch ein drittes schweres Scheit Holz zu den beiden andern.

Als der Mann seine Last in das Maß niedergelegt und richtig geschichtet hatte, begann der Oberförster von neuem: „Bleib Er einen Augenblick stehen und schau Er uns einmal an, Hannes! Der Herr hier ist der neue Assessor, den Er doch kennen muß.“

Der Alte hob den geneigten Kopf in die Höhe und sah nach dem jungen Manne hinüber. „Gut, alleweil kenn' ich ihn,“ versetzte er und schritt, ohne eine Anrede seines neuen Vorgesetzten abzuwarten, nach dem Buchenwalde zurück.

Wie sich die Blicke der beiden eben begegneten, schien der Forstassessor sehr überrascht zu sein. Nach den ruhigen, gleichmäßigen Bewegungen des Alten, nach dessen stiller, sicherer Art mußte der junge Beamte wohl erwartet haben, ein anderes Gesicht zu schauen als dies furchenreiche, die Spuren heftiger Leidenschaften tragende Antlitz. Er sprach dies auch gegen den Oberförster aus, während beide des Weges weiter gingen, und meinte, es sei ihm noch nie ein Mensch vorgekommen, dessen Wesen in solchem grellen Gegensatz zu seinen Gesichtszügen stünde. „Sie sind ja wie von Krähen-

flößen zerhackt,“ schloß der Assessor. „Wenn die hellen Augen nicht so redlich blickten, könnte man wirklich meinen, Hannes habe etwas auf dem Gewissen.“

„Und das hat er ganz gewiß nicht!“ versicherte der Oberförster.

„Er ist ja der beste Mensch von der Welt! Aber, ich muß gestehen, als ich vor dreißig Jahren hierher kam und ihn zum erstenmale sah, machte er mir bereits den gleichen Eindruck wie Ihnen. Er war erst ein angehabender Bierziger, jedoch schon vollständig ergraut und im Gesicht ebenso verwittert wie heute.“

„Damals schon? — Ich habe eben gedacht, er müsse einst in seinen besten Jahren ein sehr schöner Mann gewesen sein.“

„Da irren Sie sich durchaus nicht,“ erklärte der Oberförster. „Alte Leute, die ihn vor beinahe fünfzig Jahren gekannt haben, erzählen, er wäre der schönste Bursche weit und breit gewesen. Dies Urtheil hat mein Amtsvorgänger bestätigt, er verglich ihn immer mit einem fattischen Häuptling. Auch soll Hannes in jener Zeit ein sehr heiteres Wesen gehabt haben.“

„Wie hat sich aber der Mensch so ganz und gar verändern können?“

Der Oberförster zuckte die Achseln. „Ja, wer kann sagen, wie das gekommen ist! Vielleicht weiß es noch nicht einmal seine einzige Schwester, eine steinalte kranke Frau, die er mit seinem sauer verdienten Geld ernährt. Manche meinen, Hannes wäre ein anderer geworden, als ihm seine Braut, ein schönes und steinreiches Bauernmädchen, gestorben sei; aber der Gärtner des Herrn Baron, sein Altersgenosse, behauptet, er wäre schon ein Jahr vorher oft wie geistig gestört gewesen, und glaubt den Grund davon in den vielen Aufregungen zu finden, die Hannes um des Mädchens willen zu ertragen hatte. Ihr Vater wollte nämlich die Einwilligung zur Heirat mit einem mittellosen Knechte nicht geben, weshalb das Paar die härtesten Kämpfe durchmachen mußte. Als der herzlose Geizhals dann plötzlich starb und alles hätte gut werden können, kränkelte das Mädchen schon. Ein paar Wochen später machte ein Blutsturz auch ihrem Leben ein Ende.“

„Das ist allerdings ein schweres Schicksal, über das man schon vor der Zeit verwitwern oder den Verstand verlieren kann,“ meinte der junge Forstmann. „Dennoch spricht aus dem durchfurchten Antlitz des Alten etwas ganz anderes wie tiefes Leid über verlorenes Glück. Meiner Ansicht nach kann nur heimliche Qual diese tiefen Rinnen und Runzeln graben. — Freilich, wer will urtheilen? — Solche Naturmenschen, die ihr Innenleben meist schon vor andern verstanden, sind unerkklärliche Räthel.“

„Hannes ist sicher eines, lieber Kollege,“ entgegnete der Oberförster. „Ich habe Sie deshalb auch auf den Menschen aufmerksam gemacht und gebeten, sein schünes, verschlossenes Wesen nicht für Verstocktheit oder gar für Mangel an Keipelt zu halten. In den dreißig Jahren meines Hierseins ist er mein bester und zuverlässigster Waldarbeiter gewesen, als solchen hat ihn mir auch schon mein Vorgänger empfohlen, der ihn sonst in seiner wunderlichen Art auch ganz ruhig gewähren ließ. Geschafft hat er dabei doch für zwei Mann, selbst wenn man ihn ernstlich ermahnte, sich nicht so anzustrengen. Wie den andern Waldarbeitern spricht er fast nie ein Wort, aber er verrät auch keinen und nimmt die Schuld still auf sich, wenn's einmal einen Streit unter ihnen gegeben hat oder sonst etwas vorgefallen ist. Weil da

Menschen das alles nicht begreifen können, halten sie ihn größtenteils für nicht recht klar im Kopf."

"Ein seltsamer Mann, das!" gab der Forstassessor nachdenklich zurück.

"Ja, Hannes ist in der That das eigentümlichste Menschenexemplar, das mir jemals vorkam," gestand der andere. "Aber glauben Sie mir, lieber Kollege, ein heimliches Schuldbewußtsein hat ihm diese Runenschrift nicht ins Gesicht geschrieben. Ein gutes Gewissen dürfen wir unter allen Umständen bei dem Alten voraussetzen, ganz abgesehen davon, daß jeder im Dorfe die Chronik des andern ist und selbst das kleinste Vergehen deshalb nicht verborgen bleiben kann. Vom Waldhannes, wie sie ihn alle nennen, wissen die Leute wohl Absonderliches, doch nichts Unrechtes zu erzählen, ja sie rühmen ihn sogar als den besten Sohn und Bruder, den es seit lange im Dorfe gegeben hat. Dieses Lob verdient er denn auch. Denken Sie sich, der arme Mensch hat jahrelang in den Mittagspausen und über Feierabend gearbeitet, weil er seine Mutter, seine Schwester und deren lahmen Sohn ohne fremde Hilfe redlich durchbringen wollte. Ja heute noch, obwohl ihm die Arbeit dann und wann schon etwas sauer wird, schafft er oft noch ein paar Stunden länger, um der Schwester, die ihm allein von den Seinigen geblieben ist, etwas Besonderes zugute thun zu können."

"Das ist ja rührend, Herr Oberförster!" rief der junge Mann bewegt und hielt einen Augenblick im Gehen inne. "Gerne will ich dem armen Menschen den leisen Verdacht wieder abbitten. Welcher Dämon hat ihm aber nur den Stempel des Unheimlichen aufgeprägt? Verbitgt dies ruhige Wesen vielleicht doch vulkanische Regungen, gegen die Hannes beständig kämpfen muß!"

"Mein lieber Kollege, dieser arme Mann hat nur eine Leidenschaft, die kann aber unmöglich seine Tügte so verzerrt haben. Er teilt sie sogar mit uns beiden."

"Mit uns beiden?" wiederholte der Angeredete erstaunt.

"Ja, gewiß. Hannes liebt den Wald, wie ihn kein echter Forstmann mehr lieben kann. Diese Anhänglichkeit geht bei ihm sogar so weit, daß er im Winter beim tiefsten Schnee darin umherstreift. Er hat mir einmal gesagt, es hielte ihn nicht zu Haus in der engen Stube, nur im Walde wäre es ihm wohl und frei ums Herz. Deshalb möchte ich ihn doch bis an seinen Tod behalten, auch meinen Gehilfen ans Herz legen, daß sie ihn nicht wegen eines jüngeren Arbeiters entlassen möchten. Dabei erbot er sich sogar, für den halben Lohn arbeiten zu wollen, was ich selbstverständlich zurückwies. Ich gab ihm das gewünschte Versprechen und darauf verläßt er sich jetzt, sonst wäre er wohl vorhin freundlicher gegen Sie gewesen. Das Einzige, was seine Zunge lösen kann, ist ja die Furcht, einst nicht mehr beschäftigt zu werden."

Der Forstassessor schüttelte den Kopf. "Sonderbar, höchst sonderbar," versetzte er ernst. "Der Waldhannes giebt mir immer mehr zu denken."

"Grüßeln Sie nicht weiter über den armen Teufel, nehmen Sie ihn, wie er ist," hat der Oberförster.

"Wer weiß, vielleicht hat das Seltsame an ihm, für das sich keine psychologische Erklärung finden läßt, doch in zeitweiser geistiger Verwirrung seinen Grund. Ist, wenn Hannes stumpfsinnig wie ein Lasttier seine Arbeit that, dagegen während eines Gewitters in sichtlich freudiger Erregung durch den Wald ging, ist er mir ja selbst schon wie ein Geisteskranker erschienen. Sonst freilich ist er vollkommen klar und besitzt eine Gesund-

heit, um die man ihn beneiden könnte. Wie eine wetterfeste Eiche hält er Sturm und Regen, Hitze und Kälte aus."

Beide Forstmänner waren aus dem schattigen Buchenpfade auf das freie Land getreten, dessen Ackerflächen die heiße Julisonne mit glühenden Strahlen sengte. Seit mehreren Wochen hatte es nicht geregnet, well neigten die Blumen am Wege ihr Haupt, hing das Gezweig des Buschwerks hernieder. Ein erschlaffender Hauch ging durch die ganze Natur und fiel auch auf die beiden Männer, deren Gespräch bereits zu stocken begann, ehe es durch das Hinzukommen eines niedern Forstbeamten in ein ganz anderes Geleise gelenkt wurde.

II.

Wie jahraus, jahrein, so arbeitete der Waldhannes auch an diesem heißen Tage unermüdet, bis die Sonne längst untergegangen und die Abendröte mit ihren goldumsäumten Schleieren hinter dem Walde heraufgezogen war. Ehe er den Heimweg antrat, wusch er sich den Oberkörper im nahen Waldbach und zog dann über die gestickte Arbeitsweste eine kurze leinene Jacke. Hannes hatte noch Kniehosen an, wie sie vor mehr als einem Menschenalter von den heftigen Bauern getragen wurden, aber sein breitkrempiger, allerdings sehr schäbiger Strohhut stellte sich als Modereignis einer viel späteren Zeit dar.

Den Hut tief in die Stirne gedrückt, gesenkten Hauptes, aber sonst kerkengerade, schritt der Alte seinem Heimatdorfe zu. Unterwegs begegneten ihm viele Leute, aber er sah niemand an und ging, auf seinen Stod gestützt, rüstiger fürbaß, wenn er merkte, daß ihn ein Trupp Tagelöhner oder Tagelöhnerinnen bald einholen würde. Hingegen verlangsamte er seine Schritte, sobald er in die Nähe von Menschen kam. Sein ganzes Benehmen bewies deutlich, daß er allein sein und sich mit niemand in ein Gespräch einlassen wollte. Die Dorfteute ließen ihn ruhig gewähren, lachten und spöttelten auch nicht über sein Verhalten, wozu ihnen die Absonderlichkeiten anderer leicht Anlaß boten. Längst wußten ja alle, daß er nicht ganz klar bei Verstand und sonst ein kernbraver, wackerer Mensch war, der keinen etwas zu leiden that, vielmehr half, wam und wo er nur konnte. Seit den letzten Jahren hatte groß und klein sogar eine respektvolle Scheu vor dem Alten. Bei einer plötzlichen Überschwemmung, die drei Nachbarbörfen an der Lahn in große Gefahr brachte, war auch er ja mehrmals im Nachen über die wühlende Flut gefahren und hatte Menschen und Vieh retten helfen. In der Predigt des Dankgottesdienstes war Hannes deshalb vom Pfarrer gelobt worden. Der junge Geistliche, der eine milde Gesinnung besaß, hatte sogar ausgesprochen, daß er den alten Mann doch für einen frommen Menschen halte, obwohl er sich leider nie in der Kirche blicken lasse. Durch eine zarte Andeutung hatte der Herr Pfarrer zu verstehen gegeben, daß dieses Meiden des Gotteshauses jedenfalls in teilweiser geistiger Unmachtung begründet sei. Wer einen so untröstlichen Wandel führe wie Hannes, wer, wie er, nur für seine Nächsten lebe und strebe und sich in der schönsten Kirche der Welt, im Walde, so gerne aufhalte, der sei doch ein guter Christ und in seinem Thun und Lassen Gott dem Herrn wohlgefällig.

Die Dämmerung hatte bereits Wiesen und Ackerlande in silbergrauen Flor gehüllt, als Hannes durch eine junge Tannenschonung dem Dorfe zuschritt. Bei nahe war er an der Lichtung des Waldes angekommen, da hörte er plötzlich den Gesang heller Kinderstimmen. Auf dem Rain vor den Tannen hatte sich eine Anzahl



Knaben und Mädchen gelagert, die im Bergwalde Heidelbeeren gepflückt hatten und mit ihren Gefäßen und Körbchen kurz vor dem Dorfe noch einmal Mast hielten. Alle waren in heiterster Stimmung, sie hatten schon beim Hinabschreiten vom Berge das Abendlied von Matthias Claudius gesungen, das vom Herrn Lehrer mit einer neuen Melodie bedacht worden war, und begannen eben den letzten Vers des alten Liedes:

So legt euch denn, ihr Brüder,
In Gottes Namen nieder,
Kalt ist der Abendhauch.
Verschon' uns Gott mit Strafen
Und laß uns ruhig schlafen
Und unsern kranken Nachbar auch!

Hannes fuhr zusammen, als er den Gesang hörte; dennoch blieb er wie gebannt stehen und horchte, bis das letzte Wort verklungen war. Dabei faltete er seine schwielen Hände, und über sein verwitertes Antlitz glitt eine tiefe Bewegung. Dann aber, während die Sänger laut über die Wahl eines neuen Liedes beratschlagten, bog er in einen Seitenpfad der Tannenschonung ein und schritt eilig dem Dorfe zu.

Indes der alte Mann hinter den Bäumen verschwand, kamen zwei Bäuerinnen immer näher, die ihn aus der Ferne seit einer Weile beobachtet hatten. Es war eine junge, hübsche Frau und eine Greisin mit schneeweißem Haar und gebeugter Gestalt, welche vielleicht nur ein paar Jahre weniger zählte als der Waldhannes.

„Warum er nur immer den Kindern ausweicht, Großmutter?“ fragte das junge Weib jetzt. „Ich hab' schon oft gesehen, daß er wie heut 'nen großen Umweg macht, nur um nit am Jungvolk vorbei zu müssen.“

„Du liebe Zeit, das ist 'ne alte Geschichte,“ versetzte die Angeredete, „aber wann ich dir sagen wollt', weshalb er das thut, Kathrinlied, dann müßt' ich erst mit unserm Herrgott sein' Augen in ihn 'neingucken können. Der Mensch ist ja stumm wie das Grab.“

„Ja, das ist wahr, Großmutter. Und er sieht gar nit aus wie 'n Narr, wenn man ihn 'nmal genau anschaut. Eber hat er aut im Gesicht, das einen mitleidig macht. Was das ist, kann ich freilich nit so aussprechen.“

„Dast's aber doch getroffen,“ versetzte die Greisin und nickte mehrmals mit dem Kopfe. „Ach, du lieber Gott, wann ich noch an die Zeiten denke, wo der Hannes, der schönste Burisch im Dorfe, mit dem steinreichen Hornkapfer seiner Lene ging! Die zwei armen Menschen, die haben was mit'ander durchmachen müssen!

Und wie sie dann endlich so weit war'n, da hat der liebe Gott doch 'nen Kiesel vor die Glücksport' geschoben. Ich hab' dir's ja schon 'nmal verzählt, Kathrinlied.“

Die junge Frau bejahte und fragte dann noch: „Mit wahr, Großmutter, 'n Kind haben die zwei doch nit mit'ander gehabt?“

„Herr Jesus! Wie kommst du dann auf so schimpferliche Gedanken?“ gab die Alte sichtlich erschrocken und mit unsicherer Stimme zurück. „Meine Kamradin — die Lene — Gott hab' sie selig — war 'n kreuzbrav Weibsbild, dem bis an sein' frühen Tod kein Mensch auf der Welt was Schlechtes nachsagen konnt.“

„Ei, Großmutter, ereifert Euch doch nit so! Ich will der Lene doch gewiß nit nachreden, ich frag' Euch ja nur! Du meine Güte, jetzt regt Ihr Euch auch

noch 's Gemüt auf, daß man's Euch ordentlich ansieht! — Ihr seid ja mit einmal ganz schleierweiß. Laßt uns von aut anderem reden und den Tert abthun, ich bring' ihn ganz gewiß nit wieder aufs Tapet!“

Während beide weiter gingen, begann die junge Frau allerlei Kleinigkeiten zu erzählen, aber die Großmutter hörte nicht recht zu, ihre Gedanken waren von ganz andern Dingen in Anspruch genommen. Als sie dann später nach Hause kam und in ihrer Stube allein in dem alten Lehnstuhl saß, vergegenwärtigte sie sich noch einmal die Zeit, da ihre Jugendfreundin Lene plötzlich so elend ward und sogar mit dem Gedanken umging, sich das Leben zu nehmen. Während draußen die Nacht hereinbrach und es im Zimmer immer dunkler wurde, traten alle Einzelheiten mit so scharfer Deutlichkeit vor das Auge der Frau, als ob sie dieselben erst gestern erlebt



Dennoch blieb er wie gebannt stehen und horchte.

hätte. Sie sah das schöne Mädchen wieder vor sich, wie es in verzweifeltstem Schmerz sich auf seinem Lager gleich einem Wurm krümmte, sie dachte daran, daß sie Lene damals dringend gebeten hatte, doch offen gegen sie zu sein, wenn sie vielleicht mehr drückte als die Härte und Grausamkeit ihres Vaters. Dann fiel der Alten plötzlich wieder ein, welchen Schrecken sie bekommen hatte, als sie eines Tages sah, wie die Lene einem andern Mädchen einen Zuber Wasser vom Brunnenrande auf den Kopf heben half. Zuletzt aber erinnerte sich die Greisin, wie eines Abends, als sie spät durch den Wald nach Hause gegangen war, plötzlich die Lene und der Hannes mit vergeißerten Gesichtern, aber still umschlungen, aus einem Seitenpfade traten. Es hatte sie damals beim Anblick der beiden unwillkürlich eistalt überlaufen, aber weil die jungen Leute sich wegen

Venens Vater immer zusammenstehlen mußten, war doch kein böser Gedanke in ihr aufgestiegen. Nicht lange nach jenem Abend hatte der Tod nach endlosem Leid die Jugendfreundin allzusehr abgerufen und ihre Gestalt mit einem verklärten Schimmer umkleidet.

Eine Weile sah die alte Frau, den Kopf in die Hand gestützt, sinnend da, dann stand sie auf und rang traurig die Hände. O, welche Gedanken hatte die harmlose Frage der Enkelin plötzlich in ihrem Herzen aufgeschreckt! Dunkle Punkte, die sie sich nie enträteln konnte, sah sie plötzlich so hell beleuchtet wie eine Gegend, vor der die Sonne jählings den Nebelvorhang zerriß. War es denn aber auch wirklich so, wie ihr eine martrende Angst immerfort zuflüsterte, oder gab sie sich einem unseligen Irrtum hin? — Bald klammerte sich die Frau daran, daß sie sich irre, bald fiel sie wieder in trostlosen Kleinmuth zurück. — Wie es aber auch sein mochte, das Geheimnis sollte mit ihr ins Grab gehen. Mehr noch als früher wollte sie jetzt dem Hannes ausweichen, aber keinen Abend vergehen lassen, ohne Gott um Gnade und Barmherzigkeit für ihn und die Lene anzuflehen.

Nachdem die Großmutter Licht gemacht hatte, nahm sie ein vergriffenes Gebetbuch vom Wandbord und las in der Abtheilung „Fürbitten für Gefallene und arme Sünder“, bis die Schwarzwälderuhr an der Wand die zehnte Stunde anzeigte.

III.

Mitternacht war schon vorüber und Hannes sah noch immer vor dem Bette seiner kranken Schwester. Das armelige, aber sauber gedeckte Bett stand an der Mittelwand zwischen zwei kleinen Stuben, die sicher vor mehr als einem Menschenalter zum letztenmale geputzt worden waren. Die kleine Lampe auf dem wurmfressigen Tisch und das silberne Licht des Vollmonds bestrahlten eine höchst dürftige Einrichtung. Das Wandbord trug allerlei Küchengeräte, während die Ecke hinter dem Kachelofen zu einer Art Kleiderschrank hergerichtet war. Bei aller Armut machte aber die Stube dennoch einen recht freundlichen Eindruck. Sie lag oben in einem zweistöckigen alten Hause und bot eine herrliche Aussicht auf ein von waldigen Höhen umrahmtes Thal. Die beiden Fenster der Stube hatten zwar keine Vorhänge, dafür aber eine grüne Umfassung aus Ephen, den die steinalte Greisin, wie die Blumen auf den Bänken draußen, seit Jahren selbst pfliegte.

Hannes beobachtete ängstlich die kurzen, feuchenden Atemzüge der Schwester, dann fragte er gepreßt, als diese endlich die unheimlich glänzenden Augen aufschlug: „Na, Lene, wie ist dir's dann alleweil?“

„Leichter, 'n wint leichter,“ gab sie matt zurück und richtete sich mit Hilfe des Bruders langsam auf dem harten Pfühl in die Höhe. Dann schlang sie ihre wellen knöchernen Finger fest um dessen Rechte und setzte noch hinzu: „Ich dank' dir auch für alles, was du all mein Lebtag an mir und mei'm armen Jung' gethan hast.“

„Ned doch nit so, Lene, und schon' dich,“ bat Hannes, wobei er das arme, verfallene Mütterchen mit einem Blick voll unansprechlicher Liebe ansah. „Willst du nit 'ne Tasse Kaffee und 'n Stück von dem mirben Weck, den ich dir gestern abend mitgebracht hab'?“ — „Hast ja den ganzen Tag naut 'gessen!“

„Morgen will ich's nachholen, Hannes, morgen,“ versetzte die Frau und wuschte sich mit einem auf der Decke liegenden Tuch den Schweiß aus dem rinzlichen Antlitz. „Zeit hab' ich nur einen Wunsch, ich möcht' 'mal beten. Aber weil ich meine Gedanken nit mehr

so in der Gewalt hab', mußt du mir schon aut vor-sprechen.“

Hannes gab keine Antwort und starzte entsetzt vor sich hin, als ob ihm etwas Unerhörtes zugemutet worden wäre. Ein Schauer ergriff ihn, während sich endlich die Worte mühsam von seinen Lippen rangen: „Aber du weißt doch, Lene, daß ich schon seit Jahr und Tag nit mehr recht beten kann, weil ich mich vor unserm Herrgott fürchte!“

„Du brauchst dich nit zu fürchten, du arme Seel, du,“ gab die Kranke zuversichtlich zurück. „Gott ist gnädig und barmherzig und hat Geduld mit jeder Kreatur. — Bet nur ein Vaterunser, das wird uns allebeid' trösten und stärken!“

Wieder entstand eine Pause, dann seufzte Hannes tief auf. Ein heftiger Kampf tobte in seinem Innern, er schien sich nicht fassen zu können. Als er aber einen Blick auf die todfranke Schwester warf, die bereits andächtig den Kopf auf die gefalteten Hände geneigt hatte, da fand er endlich Mut und Kraft. Er hob das Antlitz in die Höhe und sprach stotternd, aber inbrünstig die ersten Bitten des Vaterunsers. Die Kranke wiederholte dieselben wie ein leises Echo und sah jetzt mitummer auf den Bruder, dessen Antlitz sich immer tiefer auf die Brust neigte und erdbahl war.

Als Hannes an die Bitte kam: „Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern,“ versagte ihm die Stimme. Seine Brust hob und senkte sich in kurzen Stößen, er warf sich vor dem Bette der Schwester nieder und vergrub sein Gesicht in beide Hände. Namenlose Angst schien ihn zu martern, er stöhnte dumpf, während sein ganzer Mensch bebte. Endlich wurde ihm Erlösung aus großer innerer Not. Thränen stürzten aus seinen Augen und er begann so bitterlich zu schluchzen, als ob ein verschütteter Quell in seinem Herzen endlich wieder den rechten Ausweg gefunden hätte.

Durch die vielen Schmerzen hatte das Gedächtnis der alten Frau in der letzten Zeit sehr gelitten, aber in diesem Augenblick kehrten alle ihre Geisteskräfte noch einmal zurück. Sie legte wie segnend ihre Rechte auf das ergraute Haupt des Bruders und betete inbrünstig mit lauter Stimme: „Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Ubel; denn dein ist das Reich, die Kraft und die Herrlichkeit, in Ewigkeit — Amen!“ —

„Amen, Amen,“ wiederholte Hannes erleichtert, doch in wild hervordrechendem Schmerz fügte er nach einer Weile noch hinzu: „Wird sich auch unser Herrgott meiner wirklich erbarmen, werd' ich vor seinem Thron Vergebung für meine schwere Schuld finden?“

„Ja, Hannes, das wird geschehn allebeid',“ versicherte die Greisin. „Wie der Herr Pfarrer neulich bei mir war, hat er gesagt, wer nur das Vaterunser mit gläubiger Seel' beten könnt', der müßt' ja beim lieben Heiland Gehör und Ausspamm finden. Vor mei'm End' hab' ich's derthalb auch nochmal insgemein mit dir beten wollen. Nun scheid' ich getroßt.“

Hannes umklammerte die Hände der Schwester und blickte angstvoll zu ihr auf. „Aber werden wir uns auch in jener Welt wiedersehen, Lene?“ rief er verzweifelt. „Wird das Kind nit die Lene und mich von der Himmelsthür fortdrängen?“

„Ihr habt allebeid' bereit und gebüßt genug. Das arme Weibsbild ist drüber zugrund gegangen, und du hast im Jammer gesteckt dein ganzes Leben lang.“

„Mein ganzes Leben lang, Tag und Nacht,“ sprach der alte Mann dumpf, wobei es seinen Körper wie ein

Fieberfroß schüttelte. „Nur du allein, Tine, und die Bäume im Wald wissen's, was ich ausgehalten hab'. Aber du weißt auch, daß ich nimmer zum Mörder an mei'n eigenen Fleisch und Blut worden wär', wann die Lene nit an dem Unglücksabend gesagt hätt', falls ich's nit thun wollt', müßt' sie sich schon selbst ein Herz dazu fassen. So aut Schreckliches konnt' ich ihr aber doch nit auslasten.“

Ein Schander überriefelte die Greisin bei dieser verzweifelten Klage, in der sich auch einmal wieder die alte, unverwiltliche Liebe zu der längst Entschlafenen Luft machte. Sie strich ihm mit der zitternden Hand über das Haar, wie man einem Kinde thut, das man beschwichtigen will, und erwiderte mild: „Die Angst vor dem Unhold von einem Vater und vor der Schand' hat selbimal die arme Lene um den Verstand gebracht und dich mit, Hannes.“

„So ist's, Tine, so ist's! Als alles vorbei war, wußten wir alle beide nit, wie wir so weit hatten kommen können. Es war uns grad', als wachten wir auf aus bösem Geträum.“

„Glaub's wohl,“ gab die Alte feufzend zu. „Ach, und ihr hättet wahrlich unserm Herrgott nit ins Amt zu greifen brauchen. Der arme Wurm hätt's ja mit solch schwerem Gebrest auf der Brust doch nit lang gemacht.“

„Ja, ja!“ rief Hannes außer sich und in einer Weise, als ob er wieder ganz in der Vergangenheit lebe. „Nur ein Drucl mit den zwei unseligen Händ' hier, und das schwache Lebensfünklein war aus für immer. Dann haben wir's mit'nander unter die alte Eiche im Wuddenswald begraben, wo die guten Geister um Mitternacht umgehen sollen. Seit der Zeit bin ich fast jeden Tag bei ihm gewesen und hab's um Vergebung angefleht, aber es hat naut von mir wissen wollen. Drum hab' ich auch nimmermehr Ruh' gefunden!“

„Sei still, Hannes!“ bat die Greisin, sich die nassen Augen abwischend. „Gott wird nit nur deine Schuld auf die Wagschal' legen, er wird auch deine Gutthat dagegen auf die andere stellen. Du warst 'n Sohn und Bruder, wie's kein' zweiten weit und breit giebt, und hast der'n Schatz zulieb' ein lastschwer Gelöbniß übers Grab hinaus gehalten.“

Ein schmerzliches Stöhnen entrang sich der Brust des alten Mannes. „Hast recht, Tine,“ sagte er, „s war wirklich naut Leichtes, sich von den Feut' mit so 'nem Gewissen für 'nen ehrlichen Mensch' halten zu lassen. Ich bin 'nen ja auch aus dem Weg' gangen, wo's nur ging, und hab' gern für 'nen Narr'n gegolten. Aber gar zu oft hab' ich doch durch ein freundlich Wort die Höll' auf Erden durchmachen müssen.“

„Ich weiß, ich weiß, du armer Mensch, wann ich auch nie was drüber laut werden ließ. Aber ich hab' immer gespiert, daß du's bei allem Brast doch gern thattst, weil du der Lene versprochen hast, zu schweigen bis an deinen Tod.“

Hannes sprang auf und seine sonst so müden Augen bligten. „Gern ist's geschehen, trotz heimlichem Brast, Tine!“ rief er. „Was hätte mir an der höchsten Straf' gelegen, wann ich dadurch schon hier hätt' büßen dürfen! — Mir war's ja in den vielen Jahr'n ärger zu Mut, als ob ich im Zuchthaus säß!“

„Ja, ja, wie oft hab' ich das auch gedacht, Hannes!“ „Aber ich durft' doch der Lene ihr Andenten nicht beschimpfen! Und ich gäb' ihr das Versprechen heut noch einmal, wann sie mich wieder so anschau und anflehn thät, wie selbimal an dem Unglücksabend im Wald! — Weil's aber jetzt noch so mit mir steht, kann mir auch unser Herrgott nit barmherzig sein!“

„Duäl dich nit noch durch eine vorgestellte Sünd,“ gab die alte Frau matt zurück. „Du hast genug zu schleppen an dem, was dir nur der liebe Heiland abnehmen kann. Und, ich spür's, er wird gnädig sein und dich in deiner Not nit stecken lassen.“

„Das glaubst du wahrlich, Tine?“

„Wahrlich! — Vet mir, wann ich nit mehr bin, oft das Vater-unser. — Hast ja vorhin nach Jahr'n 'nmal wieder versucht, mit unserm Herrgott zu reden. — Morgen wird dir's schon nit mehr so bang vor ihm sein.“

Die Kranke hatte alle Kraft zusammengenommen, um dem Bruder diesen ihren letzten Wunsch ans Herz zu legen. Trotz heimlicher Angst hatte sie ihn mehr als ein Menschenalter immer wieder zurückgedrängt, weil sie fürchtete, durch eine Mahnung den armen Sünder an den gerechten Richter verborgener Schuld zu erinnern. Erst der Gedante an ihr nahes Ende und die Sorge um das Seelenheil des geliebten Bruders hatten ihr die Lippen entsiegelt und den Mut eingeflüßt, nach langen Jahren einmal wieder mit ihm zu beten. Sie hätte ja nicht ruhig sterben können, wenn ihr die Furcht geblieben wäre, den Hannes im Jenseits nicht wieder zu finden.

Allnählich wurde es jetzt stiller in der alten Frau. Die Ueberzeugung, daß der Bruder ihren letzten Wunsch treulich erfüllen würde, besänftigte ihren ungestümen Herzschlag und eine beseligende Beruhigung kam über sie. Sie streckte sich, legte sich tiefer in die Federkissen zurück und sah Hannes dabei noch einmal stehenden Blickes an.

Dieser trat nun wieder heran, setzte sich auf den Rand des Bettes und fasste die Rechte der Schwester. „Red nit mehr, Tine, schon' deine arme Brust,“ bat er bewegt. „Hiermit gelob' ich dir, zu thun, was du



„Der liebe Vater droben wird schon wissen, was für dich gut ist.“

willst. — Unser Herrgott soll mit wieder freud werden, ich will ihn auch täglich ansehn, daß er mir den Weg zeigt, meine schwere Schuld zu büßen! — Ach, Time, wie hab' ich im stillen den Mann beneid't, der beim großen Wasser sein Leben für dem Müller seinen kleinen Franz lassen muß!"

Der liebe Vater droben wird schon wissen, was für dich gut ist," meinte die Kranke in großer Erschöpfung. Dann ließ sie sich ein paar stärkende Tropfen von ihm eingeben und forderte ihn auf, das Licht auszulöschen und selbst schlafen zu gehen.

Als Hannes sah, daß seine Schwester sehr müde und angegriffen war, widersprach er nicht lange, ergriff die Lampe und begab sich in die Stube nebenan, wo sein dürftiges Bett stand. Aber er legte sich nicht nieder, nahm vielmehr auf dem Lehnstuhl am Fenster Platz und sah über die Blumen draußen auf der Bank von Zeit zu Zeit zum gestirnten Himmel empor. Die Nacht war still und klar, kaum ein Lüftchen ging, aber der Vollmond umspann das Thal und die Waldhöhen mit silbernen Schleiern. Wie manche Nacht war von Hannes schon schlaflos in dem alten Lehnstuhl verbracht worden, aber seit jenem unseligen Abend hatte er noch nie wieder so ruhig nach dem Himmel geblickt wie heute. Wohl lastete das Bewußtsein einer verbrecherischen That noch immer wie schwerer Druck auf ihn, aber das Gebet hatte doch seinen tröstenden Einfluß auf sein Herz nicht verfehlt. Es war ihm mit einemmale zu Mut, als ob Gott nicht allein die arme Dulderin bald ausspannen, sondern auch ihm gewähren würde, wonach sich sein Herz so sehr sehnte.

Von Zeit zu Zeit stand Hannes auf und schritt an die Thür, um nach der Schlafenden zu sehen. So that er, bis die Sternlein immer blasser wurden und ein purpurerer Streifen das Anbrechen des jungen Tages verkündigte. Dann aber übermannte ihn die Müdigkeit und er nickte ein wenig ein. Es war nicht das Säuseln des Morgenwindes, nicht das Schmettern der Finken, das ihn weckte, ein leises Wimmern drang plötzlich an sein Ohr und ließ ihm das Blut fast zu Eis erstarren. Angstvoll gespannt lauschte er, bis es gleich darauf wieder ganz stille wurde. Hastig strich er mehrmals über seine Stirne, als ob er sich dadurch mehr Klarheit verschaffen wolke, dann grübelte er eine Weile vor sich hin. Wie konnte er sich nur mit einer solch thörichten Vermuthung quälen! — Woher sollte denn ein kleines Kind oben in die Bodenkammer kommen? Die Magd, deren Schlafstätte seit einiger Zeit dort war, hatte doch gewiß nicht dem Oberbauern sein Kängies mit herübergenommen? Was so wimmerte, mußte also eins von den kleinen Kätschen sein, welche die schwarze Miez vor ein paar Tagen auf dem Heuboden geboren hatte. —

Als die Sonne aufgegangen war und mit ihren ersten Strahlen durch die kleinen Fenster lugte, hatte die Greisin einen heftigen Beklemmungsanfall. Hannes saß auf dem Lager und stützte die Kranke mit beiden Armen, dennoch konnte er ihr nur wenig Erleichterung verschaffen. Es half auch nichts, daß er ihr stärkende Tropfen einflößte und das Gesicht mit dem wohlriechenden Wasser bespritzte, das der Arzt eigens als Mittel gegen solche Schwächeanfalle mitgebracht hatte. Die Hüte der Todtkranken veränderten sich immer mehr, bleierne Schwere legte sich auf alle ihre Glieder, aus der eingesunkenen Brust drang ein dumpfes Nöcheln. Einmal öffnete die Alte ihre Augen noch groß und weit und sah den Bruder durchdringend an, als wolle sie eine zweifellose Gewißheit mit in jenes Leben nehmen.

Dann stob der Schimmer eines Lächelns über ihr erdfahles Antlitz und sie schloß die Augen. Noch ein paar mal hob und senkte sich die Brust in leisen Atemzügen, etwas später stand das Herz stille für immer.

Als Hannes wahrnahm, daß das Leben entflohen war, hob er die Tote von dem Kissen in die Höhe und schloß sie in seine Arme. Weinen konnte er nicht mehr, doch er saß noch lange an ihrem Bette und streichelte ihr immer wieder liebevoll Wangen und Hände. Dann stand er gefaßt auf, weil er noch vor seinem Gang in den Wald den Schreinerfrüß bestellen wollte, damit er das Maß zu ihrem Sarge nehmen und alles sonst Nötige besorgen möge.

IV.

So lange der Sarg der Entschlafenen in der kleinen Stube stand, saß Hannes des Morgens schon in aller Frühe und Abends bis spät in die Nacht hinein vor der toten Schwester. Es schien, als könne er sich von der verfallenen Gestalt, dem kleinen wachsbleichen Antlitz gar nicht trennen. Ehe jedoch die Männer kamen, um die Schwester zur ewigen Ruhe hinauszutragen, nahm er Abschied von ihr für immer. Da sie endlich von so großen Qualen erlöst war, hätte er schon gefaßt mit ansehen können, wie sie sein Liebstes in die Erde senkten, allein ihn ängstigte der Gedanke, der Herr Pfarrer oder andere könnten ihm vielleicht aus Teilnahme am Grabe anerkennende Worte sagen. Das war er nicht wert, darum wollte er's auch nicht hören.

Hannes strich das Moos glatt, das er wie ein Kissen unter dem Kopfe der Entschlafenen hoch aufgeschichtet hatte, und legte frische Buchenzweige neben die in ein Leinentuch gehüllte Schwester. Darauf schob er eine Strähne ihres Silberhaares unter die weiße Haube und steckte ihr die Rosen in die Hand, die des reichen Oberbauern Kinder vorhin herübergebracht hatten.

Nach diesen letzten Liebesbeweisen überzeugte sich Hannes, ob auch hinreichend Schnaps, Weiden und Cigarren für die Träger und die andern Leute auf den weiß gedeckten Tisch gestellt waren. Weil dies so Sitte in der Gegend war, hatte er beschafft, was in seiner Kraft stand. Lieber wollte er ja selbst etwas entbehren, damit es bei dem Begräbniß der Schwester an nichts fehle.

Als der Alte jedem der sechs Träger zu dem Marktstück noch nachträglich zehn Pfennige ins Papierchen gewickelt und die frisch geschauerte Stube überschaut hatte, trat er noch einmal vor den Sarg und sagte unsicheren Tones, während sein ganzer Körper vor Erschütterung bebte: „Adjes, Time, adjes, Time, bis auf Wiedersehn! — Ruh nur in Frieden, ich — ich halte Wort, — ich halte Wort!" —

Das Antlitz der Toten, von der Morgensonne hell beleuchtet, erschien wie verklärt. Für die Dauer einer Sekunde ruhten die Augen des Mannes noch mit einem Ausdruck unaussprechlicher Liebe auf denselben, dann riß er sich los und trat schnell hinaus. Es war auch die höchste Zeit, daß er ging; denn unten begegnete ihm schon der Schreinerfrüß mit den sechs Trägern. Stumm grüßend eilte Hannes an den Männern vorbei, die ihn ebenfalls nicht ansprachen, weil sie wohl wußten, daß oben alles für ihr Kommen vorbereitet war.

Eben wollte Hannes durch die Hintertüre in einen Feldweg treten, als ihm der Herr Pfarrer entgegenkam. Dieser erschien absichtlich früher, da er den Tod der Schwester für den besten Anlaß hielt, um segensreich auf das unmachtete Gemüt des alten Mannes zu wirken.

Als der junge Geistliche sah, wie Hannes bei seinem Anblick erschrak, wußte er, daß dieser an dem Begräb-

nis nicht teilnehmen und den heutigen Tag ebenfogat im Walde zubringen wollte wie gestern und ebegestern. Tiefes Mitgefühl ergriff ihn bei dem Zeichen sichtlicher Angst, die nicht nur das Gesicht, sondern auch das Wesen des Alten immer mehr zu beherrschen begannen. Der Glaube an dessen teilweise Geisteszerrüttung erhielt in diesem Augenblick neue Nahrung bei dem Seelsorger, weshalb er sein Vorhaben aufgab und nur teilnehmend fragte: „Sie wollen die Schwester nicht auf dem letzten Gange begleiten, Hannes?“

„Nee — nee —, Herr Pfarrer,“ entgegnete dieser stotternd. „Ich kann's nit, ich kann's wirklich nit!“

„Das thut mir sehr leid, Hannes,“ gab der Angeredete mild zurück, wobei er vergeblich versuchte, dessen unklar umhersehenden Augen zu begegnen. „Da Sie so viel an Ihrer Schwester gethan haben, bin ich ganz erstaunt, daß Sie ihr nicht auch die letzte Ehre erweisen wollen. In unserem Dorfe giebt es leider wenig schöne geschwisterliche Verhältnisse, ich habe mir deshalb vorgenommen, Sie unserer Jugend auch als ein Beispiel wahrer Bruderliebe vor Augen zu stellen.“

Der Alte erblaste und lehnte sich erschöpft an die Wand. „D, mich nit der Jugend als Exempel vor's Aug' stellen, mich nit, Herr Pfarrer!“ flehte er bebenden Tones und suchte noch immer den Augen des Geistlichen auszuweichen. „Ich — ich — bin — ja — ein — ein — armer Sünder!“ Fast hätte sich ein Geständnis von seinem Herzen losgerungen, aber die Erinnerung an jene, an das ihr gegebene Versprechen, hielt ihn zurück.

Betroffen blickte der Pfarrer auf Hannes, der ihm jetzt keineswegs geisteskrank, jedoch namenlos unglücklich erschien. War es das Herzeleid um den Verlust der einzigen Schwester, das den armen Menschen so quälte, oder drückte ihn ein anderes verborgenes Weh? Wäre es nicht so kurz vor dem Begräbnis gewesen, der Geistliche hätte es gleich ergründen mögen. Da aber die Zeit drängte, entgegnete er nur in der lieben, milden Weise von vorhin: „Hannes, ich erinnere Sie daran, daß der Apostel sagt: Wir sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den wir vor Gott haben sollen.“ Kommen Sie, wir wollen zusammen für die Entschlafene beten.“

Immer mehr jahien die Angst des alten Mannes zu wachsen, seine Stirne wurde feucht vor innerer Aufregung, während er eine abwehrende Handbewegung machte. Eine Pause folgte, dann entgegnete er verwirrt: „Droben im Wald will ich ein Vaterunser für sie beten, derweil sie ihren Sarg munterfentken. Hier wird mir's so schwer, Herr Pfarrer, ich kann nicht.“

Der Angeredete hielt es für recht und gut, nicht weiter in den armen Menschen zu dringen. „Folgen Sie Ihrem Herzen und beten Sie allein, Hannes,“ gab er beschwichtigend zurück und legte die Rechte auf die bebende Gestalt des alten Mannes.

Von der Haushüre her, die nach der Dorfstraße führte, schallten eben laute Schritte, Hannes erschrak, er war im Begriffe gewesen, dem Geistlichen die Hand zu reichen, zog sie aber schnell wieder zurück, als ob er etwas Unrechtes vorgehabt habe.

„Geben Sie mir nur Ihre Hand,“ sprach der Pfarrer freundlich und faste die widerstrebende Rechte des alten Mannes. „So, und nun gehen Sie ruhig in den Wald, Hannes!“

Dieser hatte schon einige Schritte gethan, da wandte er sich noch einmal um und begegnete den Blicken des Seel-

forgers, die ihm gefolgt waren. „Meine Schwester hat Lob verdient, Herr Pfarrer,“ sagte er im Tone einer Bitte. „Sie hat all mein Leben gar viel mit mir ausstehen müssen.“

Verständnisvoll nickte der Angeredete und ging dann mit dem Schreinerfris sowie ten Trägern die schmalen Stiegen zur Stube hinauf, wo der Sarg der Entschlafenen stand.

Eine Viertelstunde später bewegte sich der ziemlich lange Leichenzug, in dem sich auch die beiden Forstleute befanden, durch die Dorfstraße nach dem hochgelegenen Friedhofe. Während hier bald darauf die Greisin in der Nähe des alten Kirchleins zur Erde bestattet wurde und der Pfarrer so rührend über das schöne Verhältnis der beiden alten Geschwister sprach, daß den Anwesenden die Augen feucht wurden, stand oben im Höhenwalde ein



Von dort aus schaute er zum Friedhof hinunter.

ergrauter Mann auf einsamer, buschumbegter Stelle. Diese sprang kanzelartig vor und gewährte einen freien Ausblick auf das Dorf nebst dem unter dem Kirchlein liegenden Friedhof. Der Alte lauschte andächtig, bis das Glockengeläute verklungen war, beobachtete mit den noch immer ungewöhnlich scharfen Augen, wie die Träger den Sarg in die Gruft senkten und einige Kränze auf ihn warfen. Als er hierauf gewahrte, daß der Pfarrer an das Grab trat, sank er in die Knie und betete mit lauter Stimme das Vaterunser.

Friedliche Stille herrschte ringsum, die Vögel hockten schweigend auf den Nestern, nichts regte sich weit und breit, nur im Gezweige der uralten Eiche und in den hohen Farnwedeln kauselte der Morgenwind in geheimnisvollem Flüstern. Als Hannes geendet hatte, erhob er sich und trat zu einem Blüthen zwischen breiten Wurzelästen, das von Moos bedeckt war und das ein wilder

Rosenbusch beschattete. Von dort aus schaute er zum Friedhof hinunter, bis der Hügel auf dem frischen Grabe aufgeschüttet war. Dann bückte er sich, strich wie liebend über den Waldboden und las ein paar weiße Blätter auf, die der Wind von den Zweigen einer mächtigen Eiche abgeweht hatte. Wenn ihn die abergläubischen Arbeiter jetzt hätten beobachten können, würden sie sicher gemeint haben, er rufe die guten Geister an, die seit undenklicher Zeit unter dem alten Baum wohnen und Schutz und Hilfe in allerlei Not und Gefahr gewähren sollten. Einmal sah Hannes das Plätzchen noch so liebevoll an wie heute früh das stille Gesicht seiner Schwester, dann schritt er schnell in den Wald, um sein hartes Tagewerk, zum erstenmale seit Jahren verspätet, zu beginnen. —

In der nächsten Zeit hatte Pfarrer Decker mehrfach den Alten nach Feierabend besuchen wollen, ihn aber stets verfehlt. Beim letztenmale hörte er von der jungen Magd des Oberbauern, die ihm auf der Treppe begegnete, daß ihr Hausgenosse seit einigen Tagen gar nicht heimgekommen sei. Obwohl sie meinte, Hannes habe auch im vorigen Jahre um diese Zeit öfters Nächte im Walde zugebracht, wurde der Geistliche doch unruhig und ging zum Oberförster, um sich näher hierüber zu erkundigen. Dieser bestätigte denn auch die Mitteilungen der Magd und erzählte, der Waldhannes habe in früheren Jahren oft wochenlang, sogar bei schlechter Witterung, im Walde genächtigt. Der Oberförster fand es ganz begreiflich, daß der Alte bei der anhaltenden Dürre seine Schlafstätte lieber im kühlen Walde als in der vereinsamten Wohnung aufsuche.

„Bei der großen Schwüle kann er aber einmal leicht von einem Gewitter überrascht werden,“ meinte Pfarrer Decker.

„Gewiß,“ gab der Forstmann zu. „Doch Blitz und Donner können den Mann nicht mehr ängstigen, daran ist er seit Jahren gewöhnt. Im übrigen schläft er gewöhnlich auf einer Stelle, die nach altem Volksglauben gute Geister vor der zerstörenden Macht der Elemente behüten sollen.“

Zu diesem Gespräch kam der Forstassessor, der seinem Vorgesetzten einen kurzen Bericht abstatten und dann in den Höhenwald gehen wollte. Dort wurden eben schwierige Wegarbeiten vorgenommen, für die heute den Tagelöhnern, zu denen auch Hannes zählte, ein besonderer Lohnzuschlag gewährt worden war. Um die Leute noch vor Feierabend anzutreffen, machte sich der Forstassessor gleich auf den Weg. Pfarrer Decker begleitete ihn in der Hoffnung, im Walde endlich einmal ungestört mit Hannes reden zu können. Seit der letzten Begegnung mit diesem war er den Gedanken nicht wieder los geworden, daß den alten Mann ein qualvolles Bewußtsein drücke, das augenscheinlich manchmal die Klarheit seines Geistes verdunkle. Kein Mittel wollte er unverucht lassen, um den Weg zu dem armen verschicktesten Menschenherzen zu finden.

Zu seiner Absicht wurde der junge Geistliche durch den Forstassessor bestärkt, der auf dem Wege die nämlichen Vermutungen über Hannes aus sprach. Darauf unterhielten sich die beiden Männer über den auffallenden Widerspruch zwischen den leidenschaftlichen Zügen und dem in sich gefahren Wesen des Alten und tauschten aus, was sie seit ihrem kurzen Aufenthalt im Dorfe von groß und klein über ihn gehört hatten. Schließlich stimmten beide darin überein, daß Hannes nicht nur die merkwürdigste Persönlichkeit in der ganzen Gegend, sondern auch ein räthelhafter Mensch sei, zu dessen Ergründung ein unüberwindlicher Drang immer wieder reize.

Hintertor Bete für 1895.

Fast wäre der Forstassessor zu spät an der betreffenden Stelle im Walde angekommen. Mehrere Arbeiter waren bereits nach Hause gegangen, andere kleideten sich eben an, um den Heimweg anzutreten. Als er den Anwesenden die Mitteilung von der genehmigten Zulage gemacht hatte, erkundigte er sich nach Hannes, dessen Abwesenheit sowohl ihm selbst als auch dem Pfarrer bereits aufgefallen war. Die Arbeiter erklärten, der alte Mann habe sich heute über alle Gebühr angestrengt und deshalb gleich nach Feierabend ein Schlätzchen machen wollen. Einer der Tagelöhner deutete nach der Richtung, die Hannes eingeschlagen hatte, meinte aber treuherzig, es wäre das beste, wenn man ihn ruhen ließe, weil ein Zuschuß für ihn ja doch nicht mehr so wichtig sei, wie für Leute seinesgleichen, die Weib und Kind zu versorgen hätten.

Wenn Hannes wirklich schläft, werden wir ihn selbstverständlich nicht wecken,“ gab der Forstmann freundlich zurück. „Überzeugen können wir uns aber immerhin davon weil wir ja in der Nähe seines gewöhnlichen Nachtquartiers vorbeikommen.“

Etwas später, als die goldenen Lichter des Abends durch die Bäume schimmerten, bogen beide jungen Männer vom Hauptwege ab und schritten an niederem Buschwerk entlang nach dem Vorsprung der Höhe, wo die uralte Eiche stand. Der Forstmann ging vor und teilte da und dort ineinander verschlungene Äste. Nach wenigen Schritten blieb der letztere plötzlich stehen, winkte seinem Begleiter, näher zu treten, und deutete auf das moosige Plätzchen vor dem Rosenbusch. Dort lag Hannes lang ausgestreckt und schlief fest. Sein grauer Kopf ruhte auf der kissenartig zusammengelegten Arbeitsschürze, seine schwierigen Hände waren aufs Moos gesunken. Das den beiden Männern zugewandete Gesicht zeigte den Ausdruck tiefsten Friedens. Über dem Haupt des alten Mannes nicken die wilden Rosen in Abendwinde, fangen die Vögel auf dem weitausgebreiteten Geäste der Eiche. Die beiden Beobachter genossen eine Weile den rührenden Anblick, dann zogen sie sich behutsam zurück und machten sogar einen kleinen Umweg, um den Schlummernden durch kein Geräusch zu stören. Erst als sie oben im Waldpfade angekommen waren, nahmen sie ihre Unterhaltung wieder auf.

Hätten die Männer einige Tage früher um diese Zeit ihre Schritte zu dem einsamen Plätzchen gelenkt, so würden sie ganz andere Eindrücke als heute empfangen haben. Seit vielen, vielen Jahren hatte ja Hannes nach schwerer Arbeit nicht so friedlich auf dem Waldboden geschlafen wie in den Dämmerstunden der letzten heißen Tage.

V.

„Großmutter, was habt Ihr nur eigentlich, was geht mit Euch vor?“ fragte am andern Morgen Frau Kathrinlies' Scholler gespannt. „Beinah' eine Woche schon seid Ihr wirklich wie verschlagen.“

„No, soll man dann bei der famibalschen Sit' nit verschlagen sein?“ gab die Alte ausweichend zurück. „Wann unser Herrgott nit bald die Schleuten da droben aufmacht, weiß ich nit, was aus Menschen, Vieh und Gewächs werden soll!“

„Da habt Ihr aber recht,“ meinte die junge Bäuerin. Sie hatte eben zwei Eimer voll Wasser die Treppe vor dem Hause hinaufgetragen und war trotz der frühen Morgenstunde schon in Schweiß gebadet.

Vor der Thüre im Schatten eines kleinen Vordachs saß die alte Frau seit einer Weile und putzte Gemüse, bei welcher Beschäftigung sie vorhin mehrmals so ernst



vor sich hingenickt hatte, daß die Enkelin am Ziehbrunnen unwillkürlich den Kopf dazu schüttelte. Gar zu gerne hätte sie eben das Gespräch darauf gebracht, warum wohl der Waldhannes, während sie vorgestern gegen Abend mit der Großmutter am Forstacker entlang ging, diese so seltsam anschaute, als wenn er, entgegen seiner früheren Gewohnheit, gerne einmal mit ihr gesprochen hätte. Ob der Verlust der einzigen Schwester die alten Zeiten in ihm aufleben ließ und das Verlangen in ihm erweckte, nach langen Jahren wieder einmal mit der Altersgenossin zu reden? — Da die junge Bäuerin nicht auszusprechen wagte, was ihr durch den Sinn ging, brachte sie vor dem Eintritt ins Haus das Gespräch aufs Wetter. „Es ist mortuös heiß schon alleweil, wo soll dann das noch hin?“ jagte sie, die Hemdärmel bis ans ausgechnittene Leibchen aufwickelnd. „Wann's nur bald 'nen dufemange' Regen und kein Gewitter giebt, Großmutter, das könnte ja ganz fürchterlich werden.“

„Ja, davor soll uns der liebe Gott bei solcher Hitze in Gnaden bewahren,“ meinte die Angeredete. „Sonst könnt's am Ende gehn wie anno siebzig, wo der Blitz mit allein Menschen und Vieh erschlagen, nee, auch Häuser und Scheuern in Brand gesteckt hat.“

Frau Scholler ging jetzt ihren häuslichen Geschäften nach, die Großmutter dagegen blieb draußen sitzen und begann wieder darüber zu grübeln, was wohl der Waldhannes gestern mit ihr habe sprechen wollen. Über dieser Frage war in der Nacht wenig Schlaf in ihre Augen gekommen, und heute morgen hatte sie Gott vergeblich angerufen, ihr doch einzugeben, was sie jetzt thun solle. Eins nur stand fest für die Großmutter, daß der Alte nach dem Tode der Schwester mit einer andern treuen Seele über seine geheime Last reden mußte. Und er wußte ja von früheren Zeiten her, daß man sich auf sie verlassen konnte und keinen Verrat zu fürchten brauchte. Vielleicht hatte Tine ihm auf dem Sterbebette das Versprechen abgenommen, sich dem Herrn Pfarrer anzuvertrauen, aber vorher erst mit ihr über das Geschehene zu reden. Ja, das mußte es wohl sein, denn Hannes hatte gestern ausgesehen, als drüde ihn etwas ganz anderes denn der Verlust der armen Duldlerin. Freilich, nun war die rechte Stunde vorübergegangen, in der er sich das Herz gefaßt hatte, offen gegen sie zu sein. Bei der scheuen Art des Jugendgenossen kehrte ein solches Bedürfnis auch gewiß nicht zurück, wenn sie ihm nicht selbst zu Hilfe kam. Wo aber sollte sie ihn zu treffen suchen, im Wald oder nach Feierabend in seiner Stube? — Dies ging der alten Frau nicht nur morgens bei der Arbeit durch den Kopf, sie sann auch noch am Spätnachmittag in ihrem Kohnstuhl darüber nach und hielt bald dies, bald jenes für besser. Endlich faßte sie den Entschluß, den Hannes in seiner Wohnung aufzusuchen. Darauf schöpfte sie tief Atem und gab einer langen Gedankenreihe durch die laut gesprochenen Worte Ausdruck: „Ja, ja, so will ich's machen! In seiner Stub' sind wir zum wenigsten allein, aber selbst im dicksten Wald ist man vor Vorklücken und Späherohren doch mit ganz sicher.“

Diesen Ausspruch hörte die Bäuerin nebenan, die sich gerade fertig machte, um noch eine Last Klee aus dem Felde heimzuholen. Allerlei Fragen schossen wieder durch den Kopf der jungen Frau, während sie das niederartige Leibchen über dem derben Leinenhemd zutnäpfte und ihre hochgenestelten blonden Zöpfe löste, daß sie lang den Rücken hinabgingen.

Als sie etwas später durch den Wiespfad nach

dem Kleacker ging, traf sie unterwegs die Magd des Oberbauern, die auch noch Futter heimholen wollte. Dies hielt die hübsche Bäuerin für eine höchst erwünschte Gelegenheit, ihre ungestillte Wissbegierde wenigstens ein klein wenig befriedigen zu können. Wenn sie es klug anfang, war es ihr vielleicht möglich, recht viel über den Hannes zu erfahren. Mit der Kuni konnte man ja auch schon ein Wort reden, ohne sich etwas zu vergeben. Sie stammte von angesehenen Eltern, die nur zu früh sterben mußten, und war brav geblieben, obwohl ihr der Oberbäuerin einziger Bruder, der reiche Kornbartel, im vorigen Jahre sehr nachgestellt hatte.

„Na, Kuni,“ begann Frau Scholler freundlich, „es ist aber 'ne wahre Lust, wie gut du alleweil wieder aussiehst. Vor 'nem halben Jahr warst du oft so freideweiß wie der Tod von Jpern.“^{*)}

Das auffallend schöne Mädchen, dessen große dunkle Augen ernst, ja fast traurig in die Welt blickten, wurde dunkelrot und entgegnete erst nach einer Weile gedrückt: „Selbignal war ich auch krank und gar leidmüdig, Petersfrau.“^{**)}

„Sei froh, Kuni, daß du bald wieder so 'worden bist. Wann man gesund ist, braucht man kein Geld und kommt doch durch die ganze Welt. Willst ja auch bald übers große Wasser, um in Amerika dein Glück zu machen, nit wahr?“

Ein bitteres Lächeln spielte um Kunis schön geschwungene Lippen. Von mei'm Glück abgesehen, Petersfrau, verjeste sie herb. „Was mir hier nit 'worden ist, wird auch dort nit für mich gewachsen sein.“

Die Angeredete sah das Mädchen erstaunt an, schüttelte den Kopf und meinte: „Ei, Kuni, es geht dir doch am End' nit nah, daß der Kornbartel die Absicht hat, uns liebe Geld dem Hofbauer seine Vogelscheuch' zu freien?“

Das Mädchen lachte laut, aber in etwas gezwungenem Ton. „Warum nit gar!“ rief sie gleichgültig. „Was hab' ich denn mit dem Kornbartel seiner Freierei zu schaffen!“

„So it's recht,“ erwiderte die Frau, der eben nichts aufgefallen war und auch jetzt entging, daß Kuni ihre Rechte zur Faust ballte. „Du brauchst dir wahrhaftig auch keine Gedanken um 'n Mannsbild zu machen, du kriegst noch hundert. Apparti drüben, wo 'n schön' Gesicht und 'n stolzer Wuchs noch mehr wert sein sollen wie hier 'n schwerer Geldsack.“

„Du lieber Himmel, ich denk' an nix weniger wie an die Mannsleut!“ gab Kuni fast bitter zurück. „Darum ging' ich nimmer nach Amerika, mir liegt aut ganz anderes in dem Sinn! Laßt uns dernthalb nit mehr darüber reden.“

In heimlicher Freude benutzte die Bäuerin diesen Wink, um das Gespräch auf den Waldhannes zu bringen. Kuni erzählte Rührendes über das Verhältnis der beiden Geschwister, erklärte jedoch auf einige vorsichtige Fragen der Frau, sonst nicht viel über den Alten zu wissen. Außer einem Gruß hatte sie nie ein Wort mit ihm gewechselt, sie war auch nicht darauf aus gewesen, mit ihm in nähere Berührung zu kommen, weil sie eine unüberwindliche Scheu vor ihm hatte. Wenn das Mädchen seiner verstorbenen Schwester einen

*) Ein in Hessen seit einem Jahrhundert vielgebrauchter Vergleich.

**) Die Landleute werden in Hessen, wie in den meisten deutschen Gegenden, nicht mit dem Familiennamen bezeichnet, sondern nach dem Bauernhof benannt.

keinen Dienst geleistet oder ihr einen Strauß gebracht hatte, dann war es wohl vorgekommen, daß Hannes einmal einen dankbaren Blick auf sie richtete, allein sonst war er ihr stets wie den andern Leuten aus dem Wege gegangen. „Denken freilich muß er manchmal doch an mich,“ schloß sie ihren Bericht. „Erst vor ein paar Tagen hat er mir durch den Schreinerfreis sagen lassen, ich sollte mich nit ängstigen, wenn ich nit von ihm hör'n thät. In den warmen Nächten blieb' er lieber im Wald.“

„Du schläfst also jetzt ganz allein in dem Haus?“ fragte die Bäuerin betroffen.

„Ja, was ist denn dabei, Petersfrau?“

„Na, hör 'nmal, das ist doch 'n gewagt' Ding bei einem jungen Weibsbild von deiner Art. An deiner Stelle thät' ich mich fürchten.“

„Mir thut kein Mensch aut,“ versetzte Kuni ruhig und bestimmt. „Wahrhaftig, ich wüß' nit, wo ich alleweil auf der ganzen Welt lieber schlafen möcht' wie in meiner Kammer oben im Kornhaus.“

„Du hast all' dein Lebtag 'n eigen' Schenie gehabt, Kuni,“ meinte die Bäurin. „Vielleicht bringt dir's ja Glück.“

„Vielleicht auch nit,“ antwortete die Angeredete bitter und wünschte der Frau einen guten Abend. Sie waren an der Stelle angekommen, wo das Ackerland an die Wiesen grenzte, und ihre Wege sich trennten.

Als Kuni sich ein Stück weit entfernt hatte, gingen ihr plötzlich die Augen über. Welch tiefes Weh hatten die harmlosen Worte der Bäuerin in ihr aufgeschreckt! O wenn der Glende nur einen einzigen solchen Tag oder eine solche Nacht hätte durchzumachen gehabt, wie sie deren so viele durchkämpfen mußte, sie wäre gerächt genug gewesen! Wie war es nur möglich, daß sie einem solchen Menschen in verblendeter Liebe ihr Höchstes, ihre Ehre, opfern konnte! — Der Feigling wußte nicht einmal, wie sie sich in ihrer großen Not geholfen hatte, und er schwieg doch. — Das würde er auch gethan haben, wenn er auf den Gedanken gekommen wäre, daß sie in ihrer Verzweiflung ein Verbrechen begangen hätte. O wie sie ihn haßte und verabscheute, den Unmenschen, der ihr auf ihr Bekenntnis das grausame Wort ins Gesicht schleuderte, weil niemand etwas von ihrem Verhältnis wisse, würde er sie wie eine Dirne behandeln, wenn sie den Mut haben sollte, ihn als Vater des Kindes anzugeben.

Unter solchen Gedanken hatte Kuni den Kleeacker erreicht. Ehe sie zu arbeiten begann, stand sie noch einen Augenblick still und erinnerte sich mit Gemüthung daran, daß sie weder seinen Namen genannt, noch ihr Geheimnis verraten, aber unter Gottes Beistand Uebermenschliches vermocht hatte. Sie hoffte, der würde ihr auch weiter helfen, bis sie erst glücklich drüben in Amerika war und nichts mehr zu verbergen und zu verschweigen brauchte. Sichtbarlich hatte ja Gottes Hand über ihr gewaltet, als sie sich in der größten Not in die Bahn stürzen wollte und unerwartet das abgelegene Stübchen in dem einsamen Hause als Schlafstätte angewiesen bekam. Vor den beiden alten Geschwistern hatte sie sich nicht gefürchtet, und jetzt ängstigte sie sich noch viel weniger, weil um diese Zeit kaum ein Mensch das Haus, geschweige denn den Boden desselben betrat. Ohne Bangen konnte sie deshalb dort ihr Liebstes verbergen, bis die ersohnte Freiheitsstunde schlagen würde. —

Während Kuni eine Last Klee abschelte, erhob sich ein heftiger Wind, stiegen am Himmel schwärzliche Wolken auf. Die Leute auf dem Felde beeilten sich jedoch unndtlig, nach Hause zu kommen. Als bald klärte

sich der Himmel wieder auf, wurde es windstille und beinahe wieder so heiß wie vorhin. Obwohl jedermann nach so langer Dürre den Ausbruch eines schweren Gewitters befürchtete, sah man doch viele müßigen Gesichter im Dorfe, als sich die trüben Wolken wieder verzogen. Nicht nur die ganze Natur, auch Menschen und Tiere lechzten nach einem erfrischenden Himmelsbade. Wenn es nicht bald regnete, stand es schlimm um die Feldfrucht, schlimmer noch um das Futter, das für die nächsten Wochen kaum noch ausreichte.

VI.

Als Kuni gegen Abend nach Hause kam, wurde sie von ihrer Bäuerin schon in der Thüre erwartet. Die Frau hatte von einem herunziehenden Händler gehört, daß ihre Mutter, die eine Stunde entfernt auf einem einsamen Gehöfte wohnte, plötzlich nicht unbedenklich erkrankt sei. Da die Oberbäuerin selbst nicht abkommen konnte, sollte das Mädchen noch schnell dorthin gehen, um Gewißheit über den Zustand der Kranken zu holen.

Weil die Sonne bereits hinter dem Höhenwalde versank, versicherte die Frau, daß sie viel lieber einen Knecht fortschicken würde, wenn nur einer zu Hause wäre, aber andernteils auch wieder ganz unbesorgt sei, da die Gewitterwolken sich vollständig verzogen hätten. Kuni schien auch gar nichts Besonderes in diesem Auftrag zu finden, vielmehr die Angst der grundguten Oberbäuerin um die Mutter ganz zu begreifen. Sie wollte sich auch sogleich auf den Weg machen, nur vorher noch einmal hinüberspringen, um sich etwas besser anzuziehen und für alle Fälle das Fenster in ihrer Kammer zu schließen.

Bald nachdem das Mädchen flink wie ein Reh die schmalen Stiegen im Nachbarhause emporgeilt war, keuchte die alte Frau aus dem Petershofe dieselben langsam hinauf. Oben vor der kleinen Wohnung blieb sie stehen und schöpfte tief Atem, als ob ihr ihr Vorhaben mit jedem Schritte saurer würde. Eine Weile später klopfte sie entschlossen an die Thüre. Da alles Rütteln am Schloß umsonst geschah, sah die alte Frau ein, daß sie einen vergeblichen Weg gemacht hatte. Aber sie war so müde von dem Gang hierher, so abgesspannt von vielen Erregungen, daß sie erst ein wenig auf der Treppe ausruhen mußte, ehe sie daran denken konnte, den Heimweg anzutreten. Doch was war das? — Ein Grausen packte die Großmutter, als sie sich eben niedergelegt hatte. Deutlich hörte sie ja ein kleines Kind weinen und eine andere Stimme zärtliche, beschwichtigende Worte reden.

Am ganzen Körper bebend und totenbleich raffte sich die Alte wieder auf und lauschte. Aber kein Laut schlug an ihr Ohr, es war wieder stille, ganz stille wie vorhin, nichts vernahm sie als das Geschmetter eines Fingels, der auf einem hohen Ast draußen in der Nähe des offenen Fensters saß. Von Sekunde zu Sekunde wurde es der Großmutter immer unheimlicher zu Mut. Sie horchte aufs neue, während ihr ein kalter Schauer nach dem andern über den Rücken rieselte. Konnte man sich denn so täuschen, oder vernahm sie die Geisterstimmen längst Heimgegangener, die keinen Frieden finden konnten? — War es wirklich so, wie man seit alter Zeit im Dorfe glaubte, meldeten sich die Ruhelosen in That und Wahrheit durch irgendwelche Laute bei nahen Freunden an, wenn kurz zuvor wieder ein Glied ihrer Familie begraben worden war? Jetzt schien die alte Frau nicht mehr an dem zu zweifeln, was ihrem klugen Kopfe früher als lächerlicher Aberglaube vorkam. So schnell es nur ging, eilte sie mit ihren steifen Gliedern die Treppe hinab.

Als sie unten war, lehnte sie sich wie betäubt gegen den Lindenbaum neben der Hausthüre. Sie vergegenwärtigte sich noch einmal die seltsamen Laute und war so in Gedanken verfunken, daß sie Kuni gar nicht bemerkte, die eben aus der Thüre eilte und dann in dem gegenüberliegenden Hofthor verschwand.

Während die Großmutter nach dem Petershofe zurückging, faßte sie einen schweren Entschluß. Kein Mensch sollte etwas von dem unheimlichen Erlebnis erfahren, aber morgen früh wollte sie zum Hannes in den Wald gehen und ein ernsthaftes Wort mit ihm reden. Nicht allein den Abgeschiedenen durfte der Frieden länger fehlen, auch sie selbst mußte nach solchen Anzeichen wieder Ruhe finden, wenn sie nicht ernstlich krank werden sollte. Es rann ja bald heiß, bald kalt durch ihre Adern, und hinter ihrer Stirn brannte und hämmerte es so heftig, daß sie fast nicht mehr klar zu denken vermochte. — — —

Mond und Sterne standen bereits am Himmel, als plötzlich ein Sturm losbrach, der unheimlich saufend durch die Wälder zog und gewaltige Staubmassen hoch in die Lüfte wirbelte. Zugleich verfinsterte sich das Thal, zogen dicke, schwarze Wolken am Himmel auf. Wie Gebirge lagerten sie sich übereinander, deren Rämme in unheimlich heller Färbung schimmerten. Angstlich schauten die Dorfbewohner in die bewegte Natur, besorgt in die bewegte Natur, besorgt und schlossen die Knechte und Mägde die Stallthüren, damit das laut brüllende Vieh nicht noch unruhiger würde. Bald darauf zuckte ein Blitzstrahl nach dem andern durch den unermesslichen Aether, begann in den Höhen des Wolkenmeeres das unheimliche Rollen und Brüllen des Donners. Laut heulte der Sturm; immer ungestüm wälzten sich die Wellen der Lahn gegen die Ufer, immer heftiger und schneller folgten sich Blitz und Schlag, aber kein Regentropfen rauschte hernieder.

Gug aneinander geduckt saßen die Alten und die Jungen jetzt in den Stuben und horchten bekümmert, wie die Erde erbebt und der Donner in wildem Getöse durch die Luft rollte. Weil sich selbst alte Leute nicht erinnerten, ein solches Gewitter ohne Regen erlebt zu haben, wuchs die Angst, die auf allen Gemütern lastete, mit jeder Minute. Da und dort begannen bereits Kinder laut zu weinen, während in andern Häusern der Vater die Seinen um sich versammelte, um im Gebete den lieben Gott um Errettung und Erlösung aus großer Not und Gefahr anzusprechen; aber noch immer entluden sich die Wolken nicht. —

Als der Sturm gerade am unheimlichsten heulte und Donner und Blitz das ganze Himmelsgewölbe zu zerreißen schienen, eilten durch die rabenschwarze, nur von flammenden Blitzen erhellte Nacht des Waldes in jäher

Haft zwei Gestalten. Das Mädchen mit dem vergeisterten Gesicht und den fliegenden Zöpfen war ein Stück weit vor dem alten Mann, der ruhig in dem lauten Krieg der Natur blieb, während das Antlitz der Dirne immer mehr den Ausdruck einer Verirrten annahm. Die beiden Menschen wußten nicht, daß sie einander so nahe waren. Keiner hörte den Schritt des andern, weil das schauerliche Geheul des Sturmes und das Rauschen der Wipfel und Zweige alles übertönte. Als die zwei auf der Höhe aber die Waldblöße erreicht hatten, von der man das Dorf überschauen konnte, blieben sie wie gebannt stehen und verfolgten mit allen Zeichen des Schreckens einen feurigen Strahl, der eben schlängelnd durchs Dunkel schoß, dann krachte ein furchtbarer Donnerschlag, zuckte abermals ein Blitz hernieder und beleuchtete die Vorhöfe so grell, daß die beiden

Gestalten plötzlich einander kenntlich wurden. Der Alte sah, wie das Mädchen dicht vor ihm zusammenbrach und die Hände flehend gen Himmel streckte, er hörte einen lauten Jammerrei und stand alsbald an ihrer Seite. Alles war nur das Werk weniger Augenblicke, aber mit eben solcher Schnelligkeit züngelten auch drunten im Dorfe die Flammen aus den Bodentufen eines etwas abseits von der Straße gelegenen Hauses.

„Mein Kind, o Albarmherziger, rette mein Kind!“ jammerte Kuni, indem sie einen vergeblichen Versuch machte, sich vom Boden zu erheben.

„Wo ist dein Kind? Sag's schnell!“ gab Hannes bebend zurück und rüttelte Kuni, die das Bewußtsein zu verlieren schien.

„Oben, oben im Taubenschlag hinter meiner Kammer halt' ich's versteckt!“ brachte sie so leise hervor, daß er's kaum hörte.

„Und der Schlüssel, der Schlüssel! — Schnell, eh's zu spät ist!“ —

Das Mädchen griff hastig in ihre Rocktasche und suchte in ihrem Augenblick schien es, als habe sie das Gedächtnis verloren, dann schlug sie sich mit der Faust gegen die Stirn, als wolle sie dadurch die gelähmten Geisteskräfte wieder erwecken. Plötzlich rief sie aufatmend: „Über der Thür auf dem Tragbalken.“

„Sei getrost und quäl dich nit! — Ich rette dein Kind, noch ist's Zeit!“

Wie im Traume hörte Kuni diese mit freudiger Zuversicht gesprochenen Worte, dann schwanden ihr die Sinne und sie sank ins hohe Waldgras zurück.

Indessen eilte Hannes wie auf Windesflügeln nach dem Dorfe hinunter. Er spürte nichts mehr von Schmerzen in der Brust, er hatte die Müdigkeit überwunden, deren bleierne Schwere vorhin seine Schritte so oft gehemmt hatte. Der Gedanke an das arme Kind gab ihm mit einemmale die volle Jugendkraft zurück.



Der Alte sah, wie das Mädchen dicht vor ihm zusammenbrach.

Yott hatte sein heißes Gebet erhört, Hannes wollte und mußte das Kleine retten, dessen leises Weinen, wie er erst wußte, schon neulich zu seinem Ohr und zu seinem Herzen gedungen war.

VII.

Trotz des furchtbaren Unwetters waren fast alle Männer aus den Thüren gestürzt, als der zerstörende Strahl in das Haus fuhr und gleich darauf die Flammen am Giebel desselben emporzüngelten. Obwohl noch immer Blitz auf Blitz herniederzuckte, holte ein Trupp Männer schnell die große Spritze herbei, während andere Wasser heranschafften. Man wußte zwar, daß der Waldhannes nicht daheim, daß in den unteren Räumen nur noch wenig Korn war, aber man wollte doch alles thun, um das Haus soweit als möglich zu retten und eine Verbreitung des Feuers durch den Sturm zu verhindern. An die Erhaltung des Dachstuhls und oberen Stockwerks war nicht mehr zu denken. Die lodernen Flammen leckten bereits aus den Bodenlücken und leuchteten weit in die Nacht hinaus. Jene Seite des Bodens, wo die Magd ihre Kammer hatte, war bereits vom Feuer ergriffen, dessenungeachtet forderte der Oberbauer die eben mit der Spritze anlangenden Leute auf, die Wasserfläusche zuerst auf den brennenden Giebel zu richten, da dieser seinen Hof am meisten bedrohe. Was der Kuni das Feuer verzehren würde, das wolle er ihr gerne reichlich ersetzen.

Als der erste Wasserstrahl in die funkenprühende Lohbe züchte, erschien plötzlich Hannes vor dem Hause. Im roten Widerschein der Flammen machte sein geisterbleiches, schweißbedecktes Antlitz einen fast gespensterhaften Eindrud. Unwillkürlich wichen die Nächststehenden auch schein vor ihm zurück, indes andere bei seinem unerwarteten Erscheinen erschrafen. Zu den letzteren gehörte auch Pfarrer Decker und der Forstassessor, die beide bei dem Rettungswerke mit Hand angelegt hatten und jetzt von der Spritze sprangen, um dem Alten Trost über den Verlust seiner Habe zuzusprechen. Doch noch ehe die Männer ihre Absicht ausführen konnten, war Hannes, der nur einen Augenblick Atem geschöpft hatte, in der Thür des brennenden Hauses verschwunden. Ein Schrei des Entsetzens erscholl, und alle Hände wurden unwillkürlich ausgestreckt, als ob sie den Alten von seinem gefährlichen Beginnen zurückhalten sollten. Der Schrecken wirkte wie lähmend auf die Umstehenden, nur die beiden Freunde stürzten gleichzeitig nach der Hausthüre. Als sie jedoch in den Flur eindringen wollten, kam ihnen eine dicke Rauchwolke entgegen und drängte sie gewalttham zurück. Nun sprangen eine Anzahl Männer herbei und trachteten, die Tollkühnen an den Armen festzuhalten, andere suchten sie von der Ausichtslosigkeit ihres fast frevelhaften Beginmens zu überzeugen und an die Pflichten gegen ihre Angehörigen zu erinnern. Man beklagte es, daß der alte brave Mann auf solch elende Weise zugrunde gehen sollte, aber er war doch nur, wie er ja auch jetzt wieder zeigte, ein verwirrter, geisteschwacher Mensch, für dessen unmögliche Rettung zwei so tüchtige Männer ihr Leben nicht aufs Spiel setzen durften. Als jedoch brennendes Heu und Dachziegel auf die ringenden Männer fielen und neuer Qualm aus der Thüre drang, eilte alles zur Spritze zurück. Schnell wurden jetzt die Wasserstrahlen auf jenen Teil des Dachstuhls gerichtet, von wo die Flammen nach der Wohnung des Hannes hinabzüngelten. Es war noch immer kein Regentropfen gefallen, aber der Sturm heulte, unaufhörlich bligte es, grollte der Donner in den schwarzen Volkengebirgen. Alle Elemente waren entfesselt, um die Feuersbrunst zu

vergrößern und in der Nacht noch unheimlicher erscheinen zu lassen.

Unterdessen hatte sich Hannes durch den Qualm die schmalen Stiegen emporgetastet. Mehrmals war er dem Ersticken nahe, aber er wußte genau, wo die kleinen Treppfenster waren, öffnete sie und lebte neu auf in dem hereinströmenden Luftzug. Bis zu seiner Wohnung war er glücklich hinaufgekommen, aber der Balken, der die schmale Stiege zum Boden stützte, brannte bereits lichterloh, und aus dem brennenden Heu zischten unaufhörlich Funken herunter. Einen Augenblick stand Hannes erschöpft stille, die Hitze ringsum wirkte betäubend auf ihn und hinderte ihn am Atmen. Da drang plötzlich das leise Weinen einer Kinderstimme an sein Ohr und gab ihm das Bewußtsein zurück. Plötzlich wie ein Knabe sprang er die schmale Treppe empor, eilte er, ohne auf seine versengten Haare, seine verbrannten Finger zu achten, an züngelnden Flammen und feurigem Qualm vorbei, nach der Kammer, deren Gehälke eben von den Flammen erfaßt wurde. Der Schlüssel lag wirklich auf dem schwellenden Balken über der Thüre, aber er war glühend heiß. Die verwundeten Hände des alten Mannes bluteten heftig, als endlich das Schloß nach harter Anstrengung aufsprang. Hannes trat in die nachtschwarze Kammer, die durch ihre Lage nach hinten am längsten vom Feuer verschont geblieben war, aber nur immer mehr von erstickender Hitze und von Rauch erfüllt wurde. Er tastete an der rechten Wandseite entlang und lauschte öfters auf die jetzt ganz leise klingende Kinderstimme, die ihm verriet, wohin er zu gehen hatte. Nach Verlauf einiger Sekunden gelang es ihm, den Kiegel der kleinen Thüre zurückzuschieben, die nach dem früheren Taubenschlage führte. Gerade als er hier eintrat, zuckte ein greller Blitz durch zwei schmale Fensterchen und erhellte den engen Raum. In diesem einen Augenblick hatte Hannes genug gesehen, er dachte gar nicht mehr an die Gefahr, in der er selbst und das Kind schwebte, sein Herz schwoll über von Wonne und unaussprechlicher Lust. Schnell nahm er das Kleine aus dem Waschkorb, in dem es auf weichen Kissen gut gebettet lag, hüllte es in ein obenauf liegendes Leinentuch und drückte es innig an sich. Dann trat er den gefahrvollen Rückweg an.

Das Feuer hatte in der kurzen Spanne Zeit immer mehr um sich gegriffen, schon glühte der Boden, Flammen leckten an ihm hinauf, springende Funken verbrannten ihm immer mehr das graue Haar. Aber Hannes schien von allem nichts zu spüren und fest an das glückliche Gelingen seines Rettungswerkes zu glauben. Wie ein Geseiter schritt er an brennendem Heu und Gehälke vorbei, eilte er auf flinken Füßen die stark wankende Bodentreppe hinab. Dider Qualm schlug ihm entgegen. Als er mit dem Kinde an dem kleinen Gangfenster vorbeikam, schöpfte er tief Atem. Allein jetzt stürzte die Bodentreppe unten auf den schmalen Borplag und stieß beim Fallen mit jäher Wucht gegen seinen bereits verletzten Hinterkopf. Hannes taumelte ein paar mal hin und her, als ob er die Bestimmung verlieren würde, aber da schoß ein Wasserstrahl durch ein eingefallenes Gefach an seiner Stirn vorbei und gab ihm volle Klarheit zurück. Wie er eben das Kleine krampfhaft an sich preßte, da ihm bei dem Stoß fast die Sinne vergingen, so hielt er es auch beim Hinabschreiten über die andern Treppen fest umklammert. Es gab ihm immer wieder neue Kraft, wenn das Kind heftig mit den Beinchen strampelte oder dann und wann einmal einen leisen Ton ausstieß. Mehrmals drohte

ihn freilich der schnell dichter werdende Rauch zu erstickten, aber er fand immer wieder eine Öffnung, um samt dem Kleinen Luft zu schöpfen, und kam bald glücklich ins Freie.

Als er sich dann plötzlich von einem Kreise staunender und entsetzter Menschen umringt sah, schien sich Hannes auf etwas zu besinnen. Angsterfüllten Blickes betrachtete er das Kind auf seinem Arm und rüttelte es so heftig, daß es laut zu weinen anfing. Dann flog ein glückseliges Lächeln über sein Gesicht, er reichte das Kleine der herbeigesprungenen Oberbäuerin und sank, vom Pfarrer und dem Forstassessor aufgefangen, bewußtlos um.

Fast gleichzeitig durchbrach den Kreis der Umstehenden laut jammern eine schwankende Frauengestalt. Vor einer Weile war Kuni auf der Höhe wieder zur Besinnung gelangt und dann in verzweifelter Hast zur Brandstätte hinabgelaufen. Sie glich einer Geistesverwirrten, wie sie sich eben zwischen zwei Männern hindurchdrängte. Als sie jedoch ihr Knäblein umverkehrt in den Armen der Bäuerin erblickte, rief sie jubelnd: „Es lebt, es lebt! — Der Hannes hat Wort gehalten, und mir mein Kind aus den Klammern geholt!“

Das Mädchen nahm den Säugling aus den Armen der Frau und herzte und küßte ihn ungestüm. Dann trat sie mit dem Kleinen an Hannes heran, der trotz aller Bemühungen nicht wieder zu sich kommen wollte.

„O du allbarmherziger Gott!“ rief Kuni erschüttert, „helf ihm doch nur noch ein einzigmal! Ich muß ihm ja danken für das Heldentum, das er für mein armen Wurm hier vollbracht hat.“ Der blasse, stille Mann, dessen klaffende Kopfwunde der Pfarrer eben abwusch, hörte nichts von dieser Bitte, regungslos lag er da, nur das leise Pochen seines Herzens verriet, daß noch Leben in ihm war.

Während mehrere Männer den Verwundeten auf eine herbeigeholte Bahre legten, um ihn ins nahe Pfarrhaus zu tragen, beantwortete Kuni offen einige Fragen, die vollständige Klarheit über den von den meisten Leuten bereits geahnten Zusammenhang des Vorfalles verbreiteten. Ehrlich gestand sie vor allen Umstehenden, ihr heimlich geborenes Knäblein seit vier Wochen oben in ihrer Kammer verborgen gehalten zu haben, und erkannte die eben ausgestandene qualvolle Angst um den Kleinen als gerechte Strafe für ihr sündhaftes Verhalten an.

Obwohl die Oberbäuerin es noch nicht zu fassen vermochte, daß sie von Kuni so hintergangen war, empfand sie doch tiefes Mitleid mit der armen Dirne, die jedenfalls ihr eigener Bruder, der Kornbartel, so weit gebracht hatte. Die Frau unterließ jeden Vorwurf, redete vielmehr dem Mädchen Trost zu und führte sie schließlich am Arm in die Stube, um sie den zudringlichen Blicken einiger neugierigen Weiber zu entziehen. Erst nachdem die Bäuerin das erschöppte Mädchen mit Wein erquickt und den Kleinen mit Milch versorgt hatte, verfuhr sie, gleichsam zum Lohne für ihr

mildes, menschliches Verhalten, daß die Krankheit ihrer alten Mutter nur ein leichtes, vorübergehendes Unwohlsein sei, das jedenfalls bald wieder gehoben sein werde.

Noch ehe das Feuer gelöscht war, begannen sich endlich die Wolken zu entladen und ganze Wasserfluten herabzustürzen. Über eine Stunde hielt der Regen an, dann zerteilten sich die finsternen Gewölke und der Mond strahlte wieder in milder Klarheit auf die beruhigte und erquickte Erde. Kurz nach Mitternacht, als ein lindes Säuseln die letzten Regentropfen auf den Weinblättern trocknete, die das Fenster in der Schlafstube Pfarrer Deckers umrankten, hauchte der tödlich verlegte Waldhannes friedlich seinen Geist aus. Seitdem er nach vollbrachter That vor dem brennenden Hause zusammengebrochen war, hatte er keinen klaren Augenblick mehr gehabt. Aber in dem Zustande dumpfer Betäubung hatte er dennoch den beiden Männern, die bei ihm wachten, in einzelnen Worten und abgerissenen



Wie ein Geseiter schritt er an brennendem Feu und Gebälke vorbei.

Sätzen sein streng gehütetes Geheimnis verraten. Als der Arzt um Mitternacht wieder gegangen war, sprach der Todtkranke mehrmals die sechste Bitte leise vor sich hin. Pfarrer Decker wußte nicht, ob es Hannes, der bereits röchelte, noch hörte, aber er betete dennoch laut das Vaterunser, während das Herz des alten Mannes den letzten Schlag that. —

Einge Tage später, als Hannes bereits auf dem Friedhofe neben seiner Schwester ruhte, gingen die beiden Freunde durch den Wald und suchten auch einmal wieder das Plätzchen auf, wo sie den Alten neulich so friedlich schlafen sahen. Es war feierlich stille ringsum, die Waldarbeiter hatten längst Feierabend gemacht, die Holzleerinnen und Beerenjammlerinnen waren bereits nach dem Dorfe hinabgegangen. Als die beiden jungen Männer unter der Eiche und neben dem blühenden Rosenbusch standen, sagte der Forstassessor: „Dies ist ohne Zweifel die Stelle, wo Hannes einst das

Kind vergraben hat.“

„Ganz sicher,“ meinte der Pfarrer. „Aber wir wollen den Frieden des armen Opfers nicht mehr stören, um uns Gewißheit zu verschaffen. Dies Geheimnis, um das Hannes so schwer gelitten hat, soll auch mit ihm gestorben sein.“

„Darin stimme ich dir von Herzen bei.“

Nun traten die beiden Freunde den Heimweg an und unterhielten sich noch lange über das Schicksal des Waldhannes. Nach ihrer Ansicht konnte es kaum ein härteres Los geben, als aus großer Liebe zu einem Menschen in schwere Schuld verstrickt zu werden und das Bewußtsein einer solchen als quälendes Geheimnis durch ein langes Leben schleppen zu müssen.

Kaum eine Woche, nachdem das ganze Dorf und auch viele Leute aus der Umgegend den Waldhannes zur letzten Ruhe bestattet hatten, trug man auch seine Jugendgenossin, die Großmutter aus dem Petershofe, zu Grabe. Was diese auf dem Sterbebette dem Pfarrer anvertraute, bestätigte und ergänzte die in bewußtlosem

Zustande gemachten Mittheilungen des alten Mannes. Aber kein Mensch erfuhr etwas von dem, was vor langen Jahren geschehen war. Die einzigen Mitwiffer des Geheimnisses gelobten sich, den Schleier über der unseligen That nicht mehr zu lüften und unerblichliches Schweigen zu bewahren. So fiel auf das Bild des Waldhannes kein trüber Schatten, er stand vor der heranwachsenden Jugend als ein seltenes Beispiel geschwisterlicher Treue und aufopfernder Menschenliebe. Zehn Jahre ruht der Waldhannes schon unter der hochstämmigen Hängebirke. Obschon er keine Verwandten im Dorfe zurückgelassen hat, blühen die Blumen auf seinem und der Schwester Grab doch bis tief in den Herbst hinein.

Kuni pflegt die Ruhestätte der beiden Geschwister. Sie ist nicht nach Amerika gegangen, hat vielmehr im Dorfe einen braven, vermögenden Mann bekommen, den an dem unglückseligen Abend damals ihr offenes Schuldbekentniß tief rührte. Es geht der jungen Frau sehr gut, sie hat vier blühende Kinder und preist sich glücklich, daß ihr Aeltester, der Hannes, einen so guten, fürsorglichen Vater gefunden hat. Dem Kornbartel, der sich so schwer an ihr veründigte, hat sie längst vergeben, aber Gott hat dessen Schuld gerächt. Der Mann lebt sehr unglücklich mit seiner Frau, und hat nur ein schwaches blindes Kind. Wenn er dem kräftigen und bildschönen Hannes begegnet, sieht er ihn deshalb oft mit blutendem Herzen an, allein er darf den Jungen noch nicht einmal anreden, weil er sich damals durch sein Leugnen jedes Recht aus Händen gegeben hat.

Kuni besucht das Grab der Geschwister im Sommer fast an jedem Sonntage mit ihren Kindern. Über dem Hügel des Waldhannes erhebt sich ein Marmorkreuz, das auf Anregung des Pfarrers und des ehemaligen Forstassessors, jetzigen Oberförsters, die Gemeinde dem Heimgegangenen setzen ließ. — In goldenen Lettern trägt es die Worte der Bergpredigt als Inschrift: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden.“

**Was ein guter Rat wert sein kann —
Wenn auch nicht für jedenfall und
jedermann.**

„Zeig wie! Hinkender,“ sagte der Sonnenwirt, „gebt Ihr heut abend nichts zum besten? so ein kleins Späßle?“

„Was für eins wollt Ihr denn?“ fragte der mit künstlichem Gähnen.

„Oha, das ist schon lätz, wenn man das Euch erst sagen muß! Soll ich wohl noch Wasser zum Brunnen tragen?“

„Nein, das ließ Euch ja ganz wider den gewohnten Strich!“ versetzte der Hinkende und stellte kritisch sein Gläslein Klingelberger hin. Die andern Gäste lachten schabensfroh.

Der Sonnenwirt bekam einen gidelvoten Kopf, als er den Stich begriffen hatte, und begehrte auf: „Ihr wollt doch nicht sagen — —! Herrschaft noch einmal! — Hinkender, ich bin nicht so grob wie der Hirschenwirt von Ebnet — —“

„Aber auch nicht so ehrlich wie sein Gegenüber an der andern Thalseite, der Badwirt von Kappel!“

„Was war denn mit dem?“ fragte der Apotheker.

„Ei, wenn bei dem ein Ausflügler Wasser zum Wein bestellt, so sagt er freundlich: Braucht keins, 's ist schon genug drin!“

Die Herren lachten wieder, der Sonnenwirt aber grollte weiter.

„Ihr braucht's ja nicht zu kaufen! Könn't's ja stehen lassen!“ machte er brummig.

„Jetzt keine Spargelamente, Janaz!“ sagte nun der Hinkende und ließ den giftigen Ton fallen, „Ihr habt ja ein Späßle haben wollen!“

„So? ein nettes Späßle, Herrschaft noch einmal!“

„Aber, Sonnenwirt, gehört denn Ihr auch zu denen, die nur zu dem bösen Spiel eine gute Miene machen können, das man mit andern treibt? Geht, geht!“

Der Sonnenwirt fing an sich zu schämen.

„Ach,“ sagte er, „'s ist wahr! Aber man hat auch den Tag über so manchen Arger, daß man leicht wunderlich wird! Ihr glaubt nicht, wie ich heut schon wüthig gewesen bin!“

„So, über was denn?“

Der Sonnenwirt sah sich um, nach der Schenke.

„Über meine Alte! — Es ist wie verhext mit uns zweien! Jedesmal, — es ist Gift darauf zu nehmen! — jedesmal wenn ich einen vernünftigen Gedanken hab', da macht sie alle möglichen Spuchten und Ränke dagegen, bis sie mich herum hat. Und richtig, hernach ist es allemal lätz! — So jetzt wieder: vor 8 Wochen hätt' ich meine schwarze Sau und die Jungen davon prächtig verkaufen können; fünfhalb Napoleon hat mir der Jud von Dipplinger geboten gehabt. Aber nein, da muß sie kommen und protestieren und machen, daß wir sie behalten, und heut — heut haben wir sie stehen lassen müssen, von wegen den Notlauf! Soll man da sich nicht ärgern?“

„Ihr wohl, aber ich muß lachen!“ sagte der Hinkende, „nämlich wo ich vor einer halben Stunde gekommen bin, hat Eure Alte mich auf die Seite genommen und mir genau daselbe vorgejammert, nur auf einen andern Fall gestuzt. Seht, hat sie gesagt, wie unsere Bläß vor zwei Jahren gefalbt hat, da hätten wir das Käblle mit drei Wochen für 60 Mark verkaufen können; es war ein Staatstier und die Kälber rar, dazumal. Er natürlich will nix davon wissen und es selbst aufziehen. Ich, wie immer, geb' nach und heut haben wir den Käz: dahinten steht das Vieh im Stall, frist das teure Futter und giebt weder Kalb noch Milch —“

Der Sonnenwirt schlug heftig auf den Tisch und schrie: „Herrschaft noch einmal! was kann denn ich dafür, daß der Kaib nicht trüchtig wird!“

Der Hinkende aber legte ihm sämftlich die Hand auf den Arm und sagte: „Brnzisl — wart a bißel! — Was kann denn Eure Rene dafür, wenn die Sau den Notlauf kriegen?“

Der Sonnenwirt wurde rot und schwieg beschämt; denn er war im Grunde ein handlicher Mann.

„Ihr habt recht!“ sagte er nach einer Pause, welche die andern mit wohlfeilem Gelächter ausfüllten, „Ihr habt recht,“ sagte er, „ich hätte auch geschreier sein sollen. Aber sagt doch selbst, Hinkender! Ist es nicht gewöhnlich so, daß man am unrechten Dre nachgiebt, und regelmäßig dann einen harten Schädel aufsetzt, wo er ein bißel weicher sein dürste! Giebt es eigentlich gar keine Merkzeichen, ob ein Rathschlag gut ist oder schlecht?“

„Nein, das giebt es wohl nicht!“ rief lachend der Hinkende, „oder höchstens, daß guter Rat bekanntlich teurer ist und schlechter wohlfeil! — Wenn es aber eines gäbe, und wir beide wüßten es, Sonnenwirt, was meint Ihr, was wir da für ein gutes Geschäft miteinander machen könnten?“

Während aber nun der Sonnenwirt mit kläglichem Gesicht sich hinter den großen Ohren kratzte, schaute der Hinkende einen Augenblick wie verloren ins Weite.



Sein Gesicht wurde noch heiterer als zuvor, wie wenn er etwas Lustiges erblickt hätte, und lächelnd kehrte sein Auge zu den Tischgenossen zurück. Und er fuhr fort: „Wenn ich aber auch das verlangte Kennzeichen nicht weiß, so fällt mir jetzt doch eine passende Geschichte ein, und die sollt Ihr haben. Sie ist zwar ein bißel lang her und weit von hier passiert —“

„Um so besser, Sinkender!“ hieß es um den Tisch.

„Freilich!“ sagte er, „so thut sie niemand weh und ich brauch’ sie nicht zu verantworten!“

Damit rückte er sich bequem und hub an:

Es ist schon manchmal in der Welt drunter und drüber gegangen, im Abendland wie im Morgenland, denn das Hauptwerk der Menschen ging von Urbeginn an darauf aus, sich gegenseitig das Leben recht ungemütlich zu machen. Man darf nur das große Buch der Weltgeschichte aufschlagen und ein paar Kapitel lesen, gleichviel in welchem Bande.

Nur im Stil giebt es einige Unterschiede, wie ja auch die Handschriften derer, die an jenem großen Buche mitgeschrieben haben,

verschieden sind. Der eine tauchte auch seine Feder tiefer ins rote Tintenfaß und seine Buchstaben stehen größer und klobiger da als die eines andern, der eine feimere Klinge schrieb und hieb.

Zu den schwersten Händen mit der größten Schrift gehörte aber die desmächtigen Tataren- und Mongolen-

kaisers Timur Lenz, des „lahmen“ Timur, bekannter unter dem Namen Tamerlan, den seine Zeit den „Großen Wolf“ nannte. Und das war er ihr auch. Von China über Indien und Persien bis nach Moskau hatte er alle Länder aufgefressen und war noch nicht satt. Eine Williarde Menschen lag vor ihm im Staube, oder was von ihr noch stand, das zitterte bei der Nennung seines Namens. Das Grauen vor unerhörten Thaten lief vor ihm her und lähmte im voraus den Widerstand.

Auf den rauchenden Trümmern der Stadt Samarkand in Turkestan hatte er als Siegesmal eine Pyramide von 90 000 Köpfen errichten lassen; das war bezeichnend für seinen Stil!

Als er aber sein blutiges Gebiß auch in die Türkei schlagen wollte, trat ihm der tapfere Sultan Bajesid der Große, der „Wetterstrahl“, mit einem großen Heere entgegen. Auf der Ebene von Angora in Kleinasien, wo die schönen Katzen zu Hause sind, kam es zur Entscheidungsschlacht, man zählte 1402. Sie war furchtbar: Gegen eine Million Männer stritten darin auf Leben und Tod. Der lahme Timur erwies sich

aber als stärker als der Wetterstrahl und bereitete ihm eine Art Sedan: er vernichtete sein halbes Heer und nahm ihn selbst zusamt der andern Hälfte gefangen. Und es ging dem Türken Sultan nicht so gnädig wie dem letzten Franzosenkaiser. Er kam nach keinem Schloß Wilhelmshöhe, sondern ward in einen eisernen Käfig gesteckt, und seinen armen Kriegern ließ er über die eigenen Verluste ergrimmt Wolf zu vielen Tausenden die Köpfe abschlagen, so daß sie ihm freilich wenig Kommissbrod kosteten.

Unter den Gefangenen war nun auch der lustige Nat, das heißt der Narr des Sultans, Nasuredin Chodscha mit Namen. Seine Nartheit that übrigens seiner Geistesfreiheit keinen Abbruch und beides verhinderte ihn nicht, ein wahrer Philosoph zu sein, der Leben und Sterben zu nehmen pflegt, wie’s eben kommt, und über das eine ebensowenig jubelt, als übers andere klagt.

„Es giebt keinen Schutz und keine Macht, außer beim erhabenen Gott!“ sprach er andächtig zu sich, breitete seinen Gebetsteppich aus, zog die Pantoffeln ab, hockte sich nieder und sah gleichmütig zu, wie



Tamerlan hieß ihn sich erheben und fragte ihn, wer er wäre.

alle einmal sterben? Hinunter gleitet unser Leben wie die Welle im Bache, über Kiesel hüpfend, über Klippen springend, durch Schlingkraut spielend, über den Sand schleichend; keinen Augenblick wissen wir, wo wir im nächsten sein werden; doch am Ende überfällt uns die Gewißheit: die Mündung in ein größeres Wasser. Ob früher oder später — nur der Thor jammert oder freut sich drüber; dem wahrhaft Weisen bleibt es sich gleich. Wir schnappen alle dieselbe Luft, wir essen alle aus dem einen Topf, — so müssen auch wir alle in den gleichen Tod.“

Wie er aber so still und nachdenklich auf seinem Teppich saß, bemerkte ihn Tamerlan; denn im allgemeinen Trubel fällt die Ruhe auf, wie unter lauter blitzenden Uniformen der Civilrod.

Einigermassen verwundert ließ ihn der Gewaltherr vor sich rufen. Nasuredin folgte gefaßt, und wenn er sich auch nach morgenländischer Sitte vor ihm niederwarf, so blieb doch sein Herz aufrecht.

Tamerlan hieß ihn sich erheben und fragte ihn, wer er wäre.

wenig Federlesens Tamerlan mit seinen Gefangenen machte. „Wie Allah will, ist es wohlgethan!“ fuhr erinnernd fort, „denn will ich ruhig warten, bis die Reihe an mich kommt, und den Kopf nicht eher verlieren, als der Henker ihn mir abschlägt.“

Wüssen wir nicht

wie die Welle im Bache, über Kiesel hüpfend, über Klippen springend, durch Schlingkraut spielend, über den Sand schleichend; keinen Augenblick wissen wir, wo wir im nächsten sein werden; doch am Ende überfällt uns die Gewißheit: die Mündung in ein größeres Wasser. Ob früher oder später — nur der Thor jammert oder freut sich drüber; dem wahrhaft Weisen bleibt es sich gleich. Wir schnappen alle dieselbe Luft, wir essen alle aus dem einen Topf, — so müssen auch wir alle in den gleichen Tod.“

Wie er aber so still und nachdenklich auf seinem Teppich saß, bemerkte ihn Tamerlan; denn im allgemeinen Trubel fällt die Ruhe auf, wie unter lauter blitzenden Uniformen der Civilrod.

Einigermassen verwundert ließ ihn der Gewaltherr vor sich rufen. Nasuredin folgte gefaßt, und wenn er sich auch nach morgenländischer Sitte vor ihm niederwarf, so blieb doch sein Herz aufrecht.

Tamerlan hieß ihn sich erheben und fragte ihn, wer er wäre.

„Augenblicklich ein kleines Stück vom großen Leben in der Hand des Herrn der Welt.“

Und wie das Stück Leben heiß?

„Nasuredin Chodscha!“

Und was er hier thäte?

„Das Weitere abwarten!“

Was er für ein Amt bekleide?

„Er sei des Sultans lustiger Rat gewesen.“

„So? Hat der da“ — und Tamerlan wies mit dem Kopf nach dem Käfig, in dem der gefangene Sultan das Schicksal seiner Armen mit ansehen mußte — „noch mehr solcher Narren zu Ministern gehabt?“

„Leider nein, ich war der einzige, sonst wäre es nicht so traurig gegangen. Man thäte besser, mehr auf die offenkundigen Narren zu hören als auf die heimlichen. Bei jenen geht die Vernunft im Gewande der Narrheit, bei diesen die Narrheit in der Maske der Weisheit.“

„So? ich will mir's merken.“ — er sprach's mit einem Anflug von Laune — „wie gefällt dir die Komödie da?“ „Nicht besonders, wenn ich's sagen darf, ich hab's schon besser gesehen!“

„Wo?“

„Nun, bei uns daheim, zu Jengischehr. Da stutzt man die Maulbeerbäume jedes Jahr auch so, aber sie treiben immer wieder. Ob aber denen da die Köpfe wieder ausschlagen, daran zweifle ich!“

Das werde er am besten an sich selber erproben können! ob er keine Angst davor habe?

„Angst? ich weiß nicht, ich meine alleweil, ein kurzer Tod sei eigentlich leichter zu tragen als ein langes Leben. Ubrigens kommt es doch auch häufig vor, daß man einen armen Schelm hängt, doch seine Laus laufen läßt!“

„Nun denn!“ sagte Tamerlan belustigt, „so will ich dich auch laufen lassen. Leb dein Lausleben weiter! Fort und — jude mich nicht mehr!“

„Nun, ich dank' schön, Majestät, so viel oder so wenig dabei zu danken ist!“ sagte Nasuredin, trollte sich zu seinem Teppich, rollte ihn zusammen, fuhr in seine gelben Pantoffeln und schlurfte langsam davon.

Die stüchtige Heiterkeit aber, die er auf die eisige Miene des Gewaltigen gelockt hatte, pflanzte sich fort und wurde zum Sonnenstrahl der Gnade in dem blutigen, düstern Wetter, das noch dampfend über der Balkstatt von Angora lag: er befahl, die Hinrichtungen einzustellen.

Nasuredin aber hatte sich nach seiner Vaterstadt Jengischehr in Kleinasien begeben, wo er auch seine Frau hatte. Sie empfing ihn recht übel, weil er so lang weg gewesen war und zudem mit leeren Händen und Taschen heimkam. Sie schalt ihn Tagedieb, Ziehsegen und Nixnutz, der in seinem Leben nix auf die Bahn bringe und sie zum ärmsten und unglücklichsten Weibe mache, das es zwischen Samarkand und Konstantinopel gäbe, und was derartige ewige Quälereien und Quängereien mehr waren. Dazu kochte sie ihm schlecht und nur, was er nicht mochte, dreimal in der Woche Spinat und dreimal gelbe Rüben, am Freitag einen Reisbrei. Dazu entzog sie ihm den Hausschlüssel, so daß der arme Mann manchmal seufzte:

O Timur Lent,
Krieg du die Kränk
Für dein Geschenk.

Und er erwog ernstlich den Gedanken, einfach durchzubrennen. Nun geschah es aber, daß Tamerlan auf seinem weiteren Kriegszug durch Kleinasien sich auch der Stadt Jengischehr näherte. Die Bürger derselben,

denen die Flammen von hundert Städten und tausend Dörfern vor Augen standen, waren ratlos gegenüber der ihnen drohenden Gefahr; denn wenn schon mit gewöhnlichen großen Herren nicht gut Kerfschen essen ist, um so schlechter pflegt es mit tatarischen Khanen zu sein.

Was thun?

Im hohen Stadtrat von Jengischehr ging es drunter und drüber; die einen rieten zur Flucht, aber wohin? Die Reiterhorden Tamerlans überschwebten schon das ganze Land. Einige wenige waren für Kampf bis aufs Messer, mit heldenhaftem Untergang; denen sagte man, sie sollten's für ihre Person immerhin probieren, aber gefälligst anderswo; in Jengischehr sei verblüht wenig Stimmung für solche Untergänge; ein lebendiger Hund habe mehr vom Leben als ein toter Löwe. Das sei von jeher das Leitmotiv für die auswärtige Politik der Stadt gewesen und sie habe, wie man sähe, dabei bis heute wohl prosperiert. Die meisten waren für freiwillige Unterwerfung, und diese Ansicht drang auch durch. Als es sich aber darum handelte, wer als Gesandter zu Tamerlan gehen sollte, da wollte jeder dem andern den Vortritt lassen. Denn es war nur zu gut bekannt, wie gefährlich diese hohe Ehre dem Träger werden konnte, und wie mancher schon ohne Nase, Ohren, oder gar ohne Haut zurückgekommen war, da man sie ihm über den Kopf gezogen hatte.

Wie aber die Not so groß war, da kam doch einem eine Idee. „Wie wär's?“ sagte er, „wenn wir den Nasuredin schickten? Er ist zwar nicht Stadtrat, gehört auch sonst nicht zu den bessern Bürgern, hat auch nichts Rechtes studiert und nicht einmal ein Examen gemacht, ist aber trotzdem sogar bei den akerhöchsten Herrschaften merkwürdig gut angeschrieben gewesen, und hat ein sonderbares Glück. Ist er so neulich nicht auch der Köperei von Angora entwischt und soll schuld gewesen sein, daß der große Wolf damit aufgehört hat? Wenn er nun damals den Kopf oben behalten hat, wo sie zu Tausenden umgelten, als ob es Klitter wären, wird es ihm vielleicht auch heute gelingen! Wenn nicht, so ist nicht viel an ihm verloren und wir wissen wenigstens, wo wir dran sind, und daß Matthäi am letzten ist! — Wollen wir?“ Natürlich wollen wir, hieß es, wenn nur er will.

Wenn es brennt, springt auch ein Oberbürgermeister und eine Frau Superintendent im Hemd zum Fenster hinaus, und denkt der eine nicht an die fehlende Halsbinde, die andere nicht an die falschen Zähne, die sie anzuziehen vergessen hat.

Sie ließen ihn also aufs Rathaus holen. Er kam, wie er immer kam: in seinem alten verfarbten und gekliffen Kasan, noch älterem und schäbigerem Turban, darunter das alte, zersurchte, launige Gesicht mit den knigen Auglein und dem langen grauen Bart, wie ihn jedes Kind in Jengischehr und Konstantinopel kannte. Mitleidig fast schauten die weisen, wohlhabenden und gutgenährten Väter der Stadt auf den armen, mageren Nasuredin herunter und der Stadtrat Aman, der Obermeister der Schneiderinnung, sagte dem Beigeordneten Beman laut genug ins Ohr: „Aber so kann man ihn wirklich nicht gehen lassen; er muß wenigstens einen bessern Anzug haben und wär's auf städtische Kosten! Was meint Ihr, Gevatter?“

„Selbstverständlich! Aber auch ein Paar anständige Pantoffeln! Seht nur die alten Schlappen an!“ sagte Beman, der Schuster, und beide sahen sich verständnisinnig an.

Jetzt trug ihm der Bürgermeister die Not der Stadt und den Beschluß des hohen Rats vor, wonach er einstimmig zum Gesandten an Tamerlan ernannt worden sei. Man bäte ihn, das Ehrenamt zu übernehmen, und verspräche ihm den wärmsten Dank der Stadt dafür.

Rasuredin zupfte sich nachdenklich an der länglichen gelben Nase, wackelte mit den Ohren und fragte, wie es mit der Unfallversicherung bestellt sei.

Man antwortete aber tröstend, die Sache sei nicht halb so gefährlich, wie sie aussähe, namentlich wenn einer mit den großen Herren so geschickt umzugehen verstehe wie er. Das allein hätte sie bestimmt, ihn zu wählen.

Ob nun das seiner Vaterstadt drohende Elend, oder der Gedanke an sein böses Weib, ihren ewigen Zank, ihre gelben Rüben, Spinat und Reisbrei und den vorerhaltenen Hauschlüssel ihn willfährig stimmte, ist ungewiß. Kurz er nahm an und die Stadtvertretung atmete auf.

Nun handelte es sich aber um die Wahl eines Geschenkes, das nach morgenländischer Sitte dem Eroberer zu bringen war.

Wieder rieten die Ratsherren hin und her und leider war in den städtischen Akten kein Fall vorgezeichnet, nach dem man sich hätte richten können.

Da nahm Rasuredin Chodscha das Wort und sagte, es sei doch Brauch, das Beste und Köstlichste zu schenken, was die Stadt berge, und dabei kämen Gold und Edelsteine,

Naturgaben und Kunstschätze in Betracht. Nun könne man mit den erstern dem Tamerlan nicht imponieren, da er schon Tausende von Wagen voll mit sich führe, und an letztern sei von jeher zu Fergischehr ein dauerlicher Mangel gewesen, weil man kein Freund von brotlosen Künsten sei. Es blieben somit nur die Gaben der gütigen Natur, und an solchen brächte die Stadt die besten Feigen und schönsten Quitten hervor, die vielleicht auf der ganzen Welt zu finden seien. So ein Körbchen köstlicher Früchte sei ein hübsches, bescheidenes und originelles Geschenk, ehre den Geber wie den Begabten, und werde sicher dem Tamerlan Spaß machen.

Unter andern Umständen hätten die Ratsherrn spöttisch zu diesem Vorschlag gelächelt; heute aber sagten sie seufzend: „Nun denn, im Namen Allahs! Es giebt keine Macht und keinen Schutz, außer bei ihm allein!“

Wem das Wasser bis an die Nase steht, der ist nicht wählerisch mit dem Zugreifen, er langt auch in Nesseln und Dornen!

Aber da stuzte Rasuredin: Was nun wählen, Feigen oder Quitten? was ist das Bessere?

Die Wahl war schwer, und lange sann er unentschlossen.

Endlich sagte er: „Guter Rat steht hoch im Preis, wohl dem, der ihn zu finden weiß — ich will also heim und meine Frau fragen!“

„Frau!“ sagte er daheim, „damit du siehst, daß ich auch noch zu was nutz bin, was du immer so bezweifelst: der Stadtrat hat mich zum außerordentlichen Gesandten an den Großkhan Timur bestallt!“

„Da wird viel dabei herauskommen!“ sagte sie spöttisch.

„Ist dir die Ehre an sich nicht genug?“

Die Ehre? was kaufe sie sich für eine Ehre, die nicht einmal soviel einbrächte, daß man sich mit ihr sehen lassen könnte — nämlich ein anständiges Kleid an den Leib!

„Ihr Weiber denkt doch alleweil nur ans Materielle,“ sagte Rasuredin, „fürs Ideelle habt ihr keinen Sinn!

Aber nur zu Frieden, Altes, man hat mir den wärmsten Dank der Stadt versprochen, wenn die Geschichte gut abläuft, und dazu sollst du mir helfen!“

„Ich? dir?“ fragte sie ungläubig und traute ihren Ohren nicht.

„Ja! — Du sollst mir nämlich raten, ob ich dem Tamerlan als Gastgeschenk der Stadt Feigen oder Quitten bringen soll?“

„Du grundgütiger Himmel!“ rief sie, „hat man je so was gehört? Feigen, Quitten? Ist das auch ein Geschenk? Das sieht ja nach gar nichts aus!“

„Wir haben nichts Besseres gefunden, und ist Fergischehr nicht berühmt darum? Ubrigens ist es beschlossene Sache —“

„Da sieht man wieder, daß lauter Männer im Stadtrat sitzen! Was wißt denn ihr, was sich schießt! Danach müßte man doch uns Frauen fragen! Wenn ihr aber doch einmal die Dummheit begehen wollt, dann nehmt wenigstens Quitten, sie sind doch größer, sehen schöner aus und halten besser; die Feigen werden ja ganz teig und muddrig, bis du sie dort hast, und außerdem mögen sie manche Menschen nicht, — ich auch nicht!“

„Recht hast du!“ sagte Rasuredin nachdenklich, „sie sind größer, sehen schöner aus, auch halten thun sie besser, und sagt nicht der Dichter: Ist nicht die Quitte die herrlichste der Früchte? vereint sie nicht alles Köstliche der Welt? sie schmeckt wie Wein, duftet süß



Mitleidig fast schauten die Väter der Stadt auf den armen Rasuredin.

wie Mosehus, ihre Farbe ist Gold und ihre Gestalt die des heiligen Mondes. Aber — aber — —

„Was aber?“

„Maßgebend,“ sagte der Schalk, und sah sich um, ob die Thüre auch offen wäre, „maßgebend ist mir doch, daß du für Dritten bist — — ich will also Feigen nehmen!“

Und draußen auf der Gasse, als er ihrem drohend geschwungenen Pantoffel unter Zurücklassung seines alten Turbans, in den ihre flinke Hand ihm geraten, entronnen war, verübte er vor der sich um ihn sammelnden Straßensjugend von Fensigischehr verschiedene anzügliche Sprüche, wie:

Merket, was der Weise spricht:
Weibes Rat taugt niemals nicht!

und:

Thut dir weh die Wahl,
Mache kurz die Dual:
Rasch die Frau gehört
Und dann — umgekehrt!

oder auch:

Was sie denkt, ist ungesund,
Über was man reden kann hat sie kein Wort.

Was sie spricht, hat keinen Grund,
Dant hat sie nicht verstanden.

Was sie thut, ist kindisch und
Wer ihr traut, dem geht es bunt!

Wer ihr traut, dem geht es bunt!

Nachdem er dann den versammelten Vätern feierlich mitgeteilt, daß seine Frau für Dritten sei, er also sich für Feigen entschlossen habe, ward ihm auf Antrag des Beigeordneten Beman ein neuer Kasten und Turban aus dem Bazar des Stadtrats Aman und auf Antrag des Stadtrats Aman ein Paar neuer Pantoffeln aus dem Laden des Beigeordneten Beman bewilligt, und noch am selbigen Morgen zog er auf einem ebenfalls städtischen Esel mit einem Körbchen auserlesener Feigen ab, um sein Glück und das Heil der Stadt zu probieren. Eine sonnige Heiterkeit kam über ihn, als er aus dem Thor ins Freie ritt; er atmete wie befreit auf, trank mit vollen Zügen die warme, duftgeschwängerte Luft, die von den Obst- und Weingärten niederströmte, und mit den Augen die freie Weite, die sich vor ihm aufthut. Er fühlte sich fast so jung und frisch wie vor vierzig Jahren, da er zum erstenmal denselben Weg auszog, um in Konstantinopel Theologie zu studieren, und wieder die echt asiatische Hitze noch die Gefährlichkeit seines Auftrags vermochten ihn herabzustimmen.

„Dem,“ sagte er zu sich und tätschelte seinem Grauen den struppigen Nacken, „mehr als den Kopf kann es nicht kosten, höchstens wäre es fatal, wenn er mich schinden oder pfählen ließe; denn ich hab' eine empfindliche Haut und bin arg kitzlich. Aber auch das ginge vorbei, wie alles vorbeigeht. Und warum gleich das Schlimmste fürchten? Also vorwärts, Freunde, Brüderchen! es giebt doch keine Macht und keinen Schutz,

außer beim erhabenen Gott. Munterchen, munterchen, Brüderchen, du sollst auch ein Futterchen kriegen, wie du noch keins gehabt hast! Wir passen so gut zusammen, so rührend gut: tragen wir nicht beide unsere langen Ohren offen und ungeniert, während die andern sie verstecken? wie?“

Verständnisvoll antwortete der Esel mit einem lauten Ja! und schlug ein Träbchen an.

Nasureddin aber unterhielt sich weiter mit ihm, trällerte Liedchen und citierte Dichter und machte sich so den mehrstündigen Ritt kurz genug. Gegen Abend kam er im tatarischen Lager an.

Tamerlan hielt gerade großen Divan mit seinen Ministern, Unterfeldhern und Lehnsfürsten, als ihm gemeldet wurde, Nasureddin Chodscha verlange, vor seinem Angesicht erscheinen zu dürfen.

Halb unwirsch und doch gnädig gewährte ihm der Großkhan die Bitte, und bescheiden trat der Khan in das Versammlungszelt, mit seinem Körbchen auf dem Arm.

„Was will Bajesids Laus wieder?“ grollte der Gewaltige, „gieb acht: judst du mich, so knid' ich dich!“

„Herr der Welt!“ sagte Nasureddin, „ich bin zu alt, um noch beißen zu können. Ich komme nur ganz sachte gekrabbelt als Abgehander deiner unterthänigsten Stadt Fensigischehr — —“

„An der ich mir übermorgen die Hände wärmen will. Kehre um und sag's daheim! — Was hast du eigentlich in dem Korbe da?“

„Vor deinem gewaltigen Willen sind unsere Bitten gleich der Spreu im Winde, Herr! — Das ist das Beste und Köstlichste, was deine arme Stadt dir zur Begrüßung zu bieten vermag — Feigen von Fensigischehr!“ Und er hob das



Je heftiger es auf seinen Schädel klatzte, umso lauter und inniger erscholl sein Dankruf.

Weinlaub in die Höhe, mit dem die Früchte bedeckt waren.

Der Schreckliche schlug eine kurze bellende Lache an: „Feigen? lumpige Feigen?“ rief er und alles lachte. „Armer Nasureddin! Dein hübsches, bescheidenes und originelles Geschenk ist an die falsche Adresse gelangt. Der blutige Wolf ist anderes Obst gewohnt!“

Der Gewaltige begann sich kurz, und siehe da, seine finstere Stirn gewann den Schein, wie wenn drohende Wolkenmassen sich in Lämmervölkchen auflösen beginnen.

„Man schere dem Gesandten von Fensigischehr den Schädel kahl!“ befahl er.

Nasureddin aber fiel ein: „O Herr, das wird nicht nötig sein!“

Er nahm den funkelnagelneuen Turban ab und wies, sich tief verbeugend, den blanken Schädel dar, der mild wie der Bollmond leuchtete.

„Um so besser!“ sagte Tamerlan und seine Stirn wurde noch heller, „und nun werfe man ihm das Gastgeschenk der Stadt Fensigischehr stückweise an den Kopf, eins nach dem andern!“ Unter dem Jubel der Versammlung traten

ein paar Leibschiitten an, Nasureddin ward mit dem Gesicht gegen eine Wand gestellt und das Lustspiel begann.

Wohlgezielt, von kräftigen Händen entfanndt, sausten die Feigen, klatschend plagten sie auf den nackten Schädel, und teig und muddrig, wie sie waren, spritzten sie wie ein Heiligenfchein auseinander.

Und ein unendliches Gelächter erscholl, denn wer konnte selbst im Angesicht Tamerlans seine Wonne verhalten! Der große Wolf allein lachte nicht; aber sichtlich schwer kam's ihn an, die große, gelassene Miene zu wahren.

Das Unbegreiflichte und darum das Lächerlichte aber war, daß bei jedem gelungenen Treffer Nasureddin andächtig die Arme emporbreitete und mit erhobener Stimme wie ein Gebetsrufer ausrief: „Allah sei gelobt und gepriesen, und mit ihm Mohammed sein Prophet!“

Und je bestiger es auf seinen Schädel klatschte, umso lauter und inniger erscholl sein Dankruf: „Allah sei gelobt und gepriesen, und mit ihm Mohammed sein Prophet!“

So oft aber ein Wurf daneben ging, wie es in der Hitze des lustigen Gefechts mitunter vorkam, schwieg er ganz stille. Dieses sonderbare, ungereimte Gebaren steigerte aber nicht nur die Heiterkeit der Zuschauer ins Ungemessene, sondern erregte auch die Verwunderung Tamerlans. Er hob schließlich die Hand, gebot Schweigen und ließ innehalten.

„Sag mir doch,“ fragte er den Narren, „warum dankst du denn Allah jedesmal, wenn es dich trifft, und schweigst, wenn sie vorbeischießt?“

„O Herr!“ antwortete der süßlebrig triefende Nasureddin und verbeugte sich ehrfürchtig, „ich danke Allah, daß ich meiner Frau nicht gefolgt habe. Wär's nach i hr gegangen, so hätt' ich Unglücklicher dir — Quitten gebracht! Und nun denk ich, wenn es klatscht: O Gott, wenn das eine Quitte wärel!“

Nun konnte selbst der große Wolf sich nicht mehr halten: er legte die Linke über die Augen und — lachte. Timur Lent lachte!

Sein Volk sah's und jauchzte.

Und Nasureddin Chodscha hatte Jengischehr gerettet.

„Freundchen, Brüderchen!“ sagte er nach einer Weile draußen vor dem Zelte zu seinem Grauen, der melancholisch am bittern Stamm der Tamarinde knabberte, an die er angeplückt war, „merk dir, was ich immer gesagt hab':

Zweischneidig ist jeder Kat,
Eindeutig ist nur die That!
Der schlechteste beim klugen Mann
Nichtet keinen Schaden an,
Aber beim Thoren

Ist der beste verloren! — — ich hab' dir übrigens ein Butterchen versprochen, wie du noch keins gehabt hast, da — leck mich ab!“



Der Kapital-Starl.

Eine heitere Geschichte von August Silberstein.

So lange des Joll-Blasis Mutter lebte, dachte dieser mit solchem Namen als des Jakobs Blasius bezeichnete, von allen andern Blasi der Umgegend genau unterschiedene, nicht daran, zu heiraten. Oder vielmehr, er und seine Mutter dachten ans Heiraten lange zuvor und eben deshalb jetzt nicht. Denn der diesseitige Bauernhof und ein jenseitiger hatten sich miteinander verlobt, will sagen deren Bauern verlobten die Kinder, schon während des einen Blasi hier herliben fünfzehn Jahre, des andern Traudl (Gertraud) drüben erst zehn Jahre alt war. Beide Teile sollten warten, bis der eine zu fünfundsanzig und der andere zu zwanzig herangereift. Dann aber sollte eine Hochzeit sein, daß der Erdboden, obchon er sich fast eine Stunde weit zwischen den Höfen dehnte, dennoch erbebe von einem Ende zum andern, wegen der schweren Speiselasen, der donnernden Schüsse und des dröhnenden Stampfens, Juchzens und Hüpfens der Gäste auf dem Tanzboden.

Die Hochzeit erlebte der Joll, der Vater des Blasi, nicht, trotzdem sie noch immer bevorstand; aber die Mutter führte Haus, und ihr samt dem Sohne war's nicht darum zu thun, rasch eine neue Befehlshaberin herbeizuschaffen; sie warteten also in aller Geduld die volle Zeit ab, da es einmal schon lange vorherbestimmt und für alle Teile passend, nicht von Eile war.

Der Blasi blieb also Herr im Hause, so weit die Mutter es nicht sein wollte oder konnte, und da er, umgeben von alten Dienstknechten, eine Aufheiterung im Hause haben wollte, schaffte er als Junggeselle sich einen Starl an, dem er vorpfiß, vorlachte, dem er Worte vorsagte; und der Starl erwies sich als einen gelehrigen Hauptkerl!

Wie reizend, prächtig-rund und schelmisch er das Postillon-Liedl pfiß! Ohne Worte, aber voll und so ohne Einhalt, daß man gleich mit ihm oder nachher hätte auf die Postkutsche steigen und davonfahren mögen. Das aber war eigentlich das Wenigere; der Hauptspass bestand darin, daß Starl ganz deutlich rief: „Spitzbub!“ dann „Gehst 'raus!“ Auch „Magst ins Wirtshaus?“ „Saufaus!“ „Spitzbub, pack dich!“

Blasi wollte sich den Magen halten vor Lachen, er schmalzte mit Daumen und Zeigefinger, schlug sich auf die Knie, er trappelte in Heiterkeit, wenn der Vogel das hell verständlich, deutlich sagte oder rief. Ja er ward öfter durch ihn an das Wirtshaus erinnert, und das ließ er sich gefallen. Daß Starl manchen, der kam, ganz treffend mit „Spitzbub!“ begrüßte, dafür hätte Blasi nicht einen goldenen Vogel aus dem Paradiese in Tausch nehmen mögen.

Sich selbst „Spitzbub“ geheißzen zu hören und so förmlich mit eigener Stimme, das machte ihm schelmischen Spaß, er kam sich wie ein belobter „Schlauer“ vor und hatte durchaus nichts dagegen.

Mehr wollte seine Mutter einwenden, namentlich entrüstete es die Fromme, wenn der Starl schon Sonntag früh, beim Ausgange zur Kirche, anfrug: „Gehst ins Wirtshaus?“ dann entschieden nachrief: „Ins Wirtshaus, Spitzbub! Saufaus!“ Und sie war nahe daran, etwas Böses gegen den Starl auszuführen oder die Käte nicht allzusehr zu beobachten. Aber sie hatte doch Mitleid mit dem Starl und liebte zeitweilig seine Frömmigkeit, denn ein Knecht hatte ihr gesagt: wenn die Vögel sitzen und den Schnabel recht gegen den Himmel strecken, loben und preisen sie andächtig im stillen den Herrn! „So ein höllisches Gottesvieh!“

Jedoch die Traudl konnte den Starl nicht leiden. Schon als sie ins Haus kam, um für die bevorstehende Hochzeit zu ordnen, oder wenn sie darinnen weilte, rief er „Gehst raus!“ und wenn sie Bärtlichkeiten tauschte, warf er scharf „Spitzbub!“ dazwischen, oder mahnte den Brautnamn eindringlich ans Wirtshaus.

Als sie nun vollends im Hause war, nach altem rechtlichem Brauch und vollzogener Heirat, die wegen des Mangels des Poff-Vaters nicht so erschütternd war, wie er sie vorgestellt; als sie nun die Bäuerin hieß und junge Frau, weckte sie der Starl zuweilen aus ihrem stillen Sinnen mit seinem Pfeifen, das geradezu wie ein Hohn aufs Fortziehen deutete. Und sein immer wiederholtes schneidiges „Spitzbub!“ oder „Saufaus!“ . . . das war ihr gar nicht mehr zum Ertragen, aus vielerlei Gründen, aus allen in der ganzen Welt!

Je zärtlicher sie gegen den jungen Bauer wurde, desto widerwärtiger mußte ihr Starl werden. Die Mutter wollte ihn nicht auf ihre Auszugstube nehmen. Der Rage sorglos ihn auszuweisen, dafür war sie zu gutmütig. Und so erhielt Blasi allmählich eine Menge von Bärtlichkeiten auf Rechnung des Starl, nämlich, damit dessen Erzieher auf den Gedanken eingehe, ihn zu verschenken.

Und endlich, endlich geschah es doch! Was thut ein junger Ehe- mann nicht, wenn „alt“ gemacht wird! Am Ende des Dorfes wohnte der krumme Nixl (Felix), ein Schneider, der war ein Vogelliebhaber, viel daheim, ging auch nur äußerst selten ins Wirtshaus, dem konnte Starl Unterhaltung machen und bei ihm sein Leben beschließen, ohne Schaden anzurichten, denn Nixl verreise nicht und ging, wenn er einmal auf seiner Schneiderhölle saß, nicht raus, so viel auch Starl rufen mochte.

Freilich that die junge Frau, wie sie that, auch aus gewissen Rücksichten. Sie wollte sich nur ganz einer versprechenden Zukünftigkeit widmen.

Aber Blasi saß, öfter als sonst, daheim, immer stiller und einsamer. Er legte die Pfeife weniger aus dem Munde als je früher und undampfte sich mit ganz merkwürdig dichten Rauchwolken. Es war, als sähe er in diesen eine geräumte Welt, wahrscheinlich den flatternden Starl, und er piff einmal ganz unversehens den Anfang des Postillon-Fahrlieds so vor sich hin und brach überrascht ab, als er sich von seiner Bäuerin scharf beobachtet sah.

Da entfuhr's der jungen Stolz: „Magst ins Wirtshaus?“

„Ja!“ sagte er so rasch, wie sie's nie geglaubt haben

würde . . . und draußen war er auch in merkwürdiger Schnelligkeit!

Sie hatte ihn's angeboten, sie hatte den schlummernden Spitzbub-Starl in ihm geweckt . . . er war ausgeflogen!

Schlau, wie die Weiber nun einmal sind, dachte Traudl an ein anderes Mittel. Erfehrte Hoffnungen wollten sich nicht so rasch erfüllen, als sie geglaubt oder die sehnsüchtige Mutter ihr weis gemacht; sie sann nun auf ein Fesselndes im Hause für den Bauer.

Sie fand's und war mit sich zufrieden. Er sollte seine ehemalige Gewohnheit, seinen Vogel, haben!

Sie hätte den noch lebenden Starl in die alte Heimat zurückberufen können; der Schneider wäre gegen Geld oder Bestellungen zu bestimmen gewesen. Aber sie haßte den Gedanken an den nicht sittenreinen Starl! Nie sollte er wiederkehren!



Der erste Augenblick der Überraschung jagte dem Mann schier Schreck in die Glieder.

Aber der Besenbinder und Vogelleimmacher, der Cenz (Vincent), welcher wegen Keisigs und Mistelzweigen herumkletterte und jeden Baum im Wald, jedes Nest in den Wipfeln kannte, der sollte aus einer Starl-Brut das beste junge „Manderl“ ausfinden und bringen.

Besen- und Feim-Cenz hatte in kurzem einen Starl gefangen, den er lange beobachtet, einen nicht allzu jungen, schon voll in den Federn und nachdunkelnd, aber ducend und zudend wie ein alter, offenbar ein lebhaftes Temperament, ein versprechendes Talent, vielleicht ein Genie! Er konnte Staat machen in einem frisch angefrischtem grünen Vogelhaus, das mochte Cenz gleich hinzuthun und somit für gutes Geld anbringen.

Da, als Blasi eines Nachmittags heimkehrte

vom Kleefelde in die Stube . . . hing . . . hing wirklich . . . hing wirklich ein Vogelhaus, gerade wie das vormalige gewesen . . . und darin ein Starl! War's der frühere? Der erste Augenblick der Überraschung jagte dem Mann schier Schreck in die Glieder und machte, daß ihm die Augen vergingen.

Nein, es war dem Gefieder nach nicht sein alter Starl. In aller Eile hätte er ihn bald selbst „Gehst raus, Spitzbub!“ angerufen, aber Starl war mäusehinstill und verriet mit keinem Wort seine geheimen Gedanken.

Da kam die jungblühende Traudl heran und fiel Blasi um den Hals und frug den jungen Bauer, ob sie ihm Freude gemacht und er so zufrieden sei?

„Ja . . . mein Starl! — Und was kann der?“ frug er.

„Nix! Aber gar nix!“

„So?“

„Und das ist das richtige. Jetzt kannst du eine wahre Freud' haben, kannst ihm lernen, was du magst und so viel du magst!“

Die Schlane! Daß der junge Ehegatte nun einen Lehrling haben werde, welcher nur durch Dabeinbleiben und Gesellschaft im Hause auszubilden war, das hatte sie wohl berechnet.

„Aber,“ sagte sie zärtlich, „ist wahr, lieber Blasi, jetzt lernst ihm lauter seine Sachen! Das schickt sich nit für uns, daß wir die Eltern und andern Goden- (Gevatter-) und Ehrenleut mit Spitzbub anrufen lassen. Nein, jetzt lernst ihm: Grüß Gott! Nur herein, mein Lieber! Sitz herbei! Nur zu! Brav! Recht brav! Schön' Dank!“

„Meinst du?“ sagte Blasi lächelnd und bewegt.

„Gewiß! Er wird uns Freud' machen und allen Leuten! Das hört sich ganz anders an, wie bei einem . . .“

„Krummen Schneider!“

„Oder gewissenen Junggesellen! . . . Aber ein ehrbarer Bauer und ansehnlicher Hausmann . . .!“

„Freilich, freilich!“

Und nun blieb Blasi wieder viel mehr daheim, als er es zeitlang her gethan und sich angelegen sein ließ. Er piff ihm vor: „Hab' ein klein's Häusl . . .!“ ein recht liebliches, gutmütig Hauslied, er lehrte ihm wirklich „Grüß Gott!“ „Herein!“ Er war außer sich vor Freude, als Starl das gelehrig annahm. Und gänzlich, als er wirklich und deutlich sagte „Brav!“ oder „Sitz herbei!“ und zeitweilig „Jubel!“ rief, wußte Blasi kaum, wie er es anstelle, daß er den Starl nicht „vor Lieb aufesse!“

Er schenkte dem Cenz ohne weitem Anlaß einmal auch eine Maß Wein, als er ihm begegnete.

„Hab' ich's nit gesagt,“ rief Cenz fröhlich, „der Starl ist ein ausnehmender Vogel!“ (Ausnahme).

„Ein Kapital-Starl! sag' ich dir!“ rief Blasi mittheilhaft entzückt aus. „So einen gerat' dir nimmer zu fangen im ganzen Wald herum und in aller Ewigkeit nit!“

„Daß d' mir auch keinen für einen andern fangst!“ setzte er ihm mit bedeutungsvollem Wink hinzu.

Daheim freute er sich immer mehr, und Starl bildete jetzt wirklich auch das Vergnügen der jungen Frau, die vielfach allein im Hause bleiben mußte. Als der Vogel vollends eine Reihe höflicher Worte kannte und die Frau oder den Herrn mit „Grüß Gott!“ anrief, wenn sie eintraten, „Recht brav!“ „Nur zu!“ so unverkennbar sagte, als hätte sie ein Mensch, ja der junge Bauer gesprochen, da waren sie hochvergnügt, Blasi namentlich unermessbar.

„Was sagst du nun?“ frug Traudl stolz vergnügt über die seine Änderung.

„Ein Kapital-Starl! Ein Kapital-Starl!“ waren seine Ausrufe. Und er hätte ihn nicht um eine große Summe hergegeben. Ja er wurde zärtlich wie ein Vater gegen den Vogel. Er hing ihn weg vom Fenster, damit ihn kein Luftzug anstreife und gichtisch mache. Er hing ihn auch nicht zum Ofen, daß ihn keine Hitze plage. Er hing ihn zwischen Kästen und Stellbrettern, schier eifersüchtig so, daß ihn nicht jeder Mensch gleich sehen konnte, noch weniger beunruhigen, und nur Herr und Frau ihn begrüßen konnten, wenn sie sich an rechter Stelle zeigen mochten.

So befand sich der Kapital-Starl sehr entsprechend wohl und auch sein Erzieherpaar mit ihm. Starl nahm selbstverständlich sein ganzes neckisches Fleck-Gesieder an, wendete zierlich Hals und Kopf zu seinen Melodien und Worten so, daß man ihn hätte küssen mögen, oder er träumte, mit der Schnabelspitze gegen

den Himmel, als redete er geradezu mit den singenden Engeln oben ein heimliches Wort.

So ging die Zeit.

Eines schönen Tages, es war Kirchweih-Sonntag in der Pfarr, begab sich das ganze Hausgesinde nachmittags zum „Segen“ und sodann in das Wirtshaus auf dem Hauptplatze. Auch die Herren- oder eigentlichen Bauern-Leut durften nicht fehlen, und weder Blasi noch Traudl hatten die Absicht, sich heute spotten zu lassen wegen einer Anzahl von Weinkrügen und Krapsen oder gespendeten Tanzgeldern.

Er selbst, der Bauer, war der letzte, welcher ausging. Er nahm den Thürschlüssel an sich. Er wollte sich vor Lachen kugeln; er zog den Schlüssel hastig aus und beugte sich nach rückwärts mit von einem Ohr zum andern heiter ausgedehntem Munde, als der Kapital-Starl ihm nachrief: „Brav! brav! Immerzu!“

Was so ein grundgeheites Geschöpf sich zurechtlegt und anwendet! sann Blasi. Der alte Starl hätte anders gesprochen . . . aber der Kapital-Starl, ol der kapitalste aller kapitalen!

Einzelne Bauern kannten die Leidenschaft des Blasi für seinen Starl und boten ihm im Wirtshause, zum Scherze oder auch ernstlich, beim hitzigen Wetteifer Getränke, welche sich hören ließen, und wenn er eingeschlagen hätte, wären noch immer der Stolz und das Worthalten beim Anbieter geblieben. Jedoch Blasis Rede hieß: „Nit um ein Kapital mein Kapital-Starl!“

Während aber die Krapsen im Weine und die Tänzer im Schweize gebadet waren, während die Musikione zum Himmel und die Weindämpfe zu Kopfe stiegen, strich dem „Kirritag“ auch der „kropfete Wasl“ (kropfige Sebastian) zu, ein Stromer, Landstreicher, „Einleger“ (Armen-Versfleger), der nirgends gut that und für besser fand, sich zeitweise von allen Rücksichten los zu machen und freiaus zum Zeitvertreib oder auch auf Abenteuer frohsam umherzupilgern.

Man kannte ihn rings in den Hütten und Gehöften, mit seinen Scherzen und Grobheiten, und suchte ihn durch eine Gabe nur rasch außer Schweite zu bringen.

Heute war's lustig im Pfarrorte . . . Wasl mochte dabei sein, da gab's „mentisch“ (sehr viel) zum Prassen und Errassen!

Im Wandern strich er vor dem Hof des Blasi vorbei. Diesem ein Geldstück in der Tasche zu lassen, das von Herkommens wegen dem Wasl bestimmt und gebühlich war, das hätte diesem eine Sünde gegen das eigene Gewissen geschienen.

Er wollte also zusprechen. Er rückte noch das zerfetzte Hütlein, mit der kühngeschwungenen Hahnenfeder darauf, zur lockeren Anrede und lustigen Hindeutung auf den heutigen Kirritag, welcher besonders mit Durst und Hunger gesegnet sei, als er schon die Hand an der Rükenthüre hatte, welche heute gegen Gewohnheit geschlossen schien. Die Hand drückte die Schnalle am Schloß und die Thüre gab nach. . . Wasl folgte ihr, und weiterschreitend durch die Küche, klopfte er sodann an der Stubenthür.

„Herrein!“ tönte es laut und deutlich.

Das läßt man sich nicht erst zweimal sagen. Wasl that, wie von ihm gewünscht oder ihm befohlen ward. Er sah sich bescheiden, mit dem Hut in der Hand, um. Kein Mensch sichtbar.

Aber „Sitz herbei!“ rief deutlich eine Stimme. „Brav! brav!“

Wasl war sehr erstaunt; aber Leute seines Schlages sind nicht leicht außer Fassung zu bringen und der nächste Stuhl trug alsbald seine breite Last.

„Ist wer krank im Haus, liegt im Bett,“ dachte Wasfl; „oder der Bauer will voreerst nit 'raus!“

Als er aber noch immer niemand Lebendigen, doch gegenüber auf dem Schiebladefasten ein silbernes Gehänge mit Kreuz neben dem Kreuzfise sah und gierig hinzulangen anfing, da vernahm er: „Zimmerzu!“

Rasch griff er nach der silbernen Uhr, die vereinsamt hing, und ein goldenes Klingeln, das sich in einer schönen Kaffeeschale nebenbei bemerkbar machte, schob er auch ein, und ihm wurde deutlich gesagt: „Brav! brav! Schön' Dank!“

„Ein verrücktes Haus bei diesen Reichen!“ dachte Wasfl. „Oder liegt der Bauer schon im Kaufschiff irgendwo da!“ Aber was ging's ihn weiter an? Er hatte sein' Sach' mit Erlaubnis, oder die Sach' anderer; und es blieb immerhin ratsamst, rasch wieder die Landstraße zu gewinnen.

Er machte unwillkürlich ein feines Kompliment mit neubender Hahnfeder, so weit er es vermochte, und scherte sich hinweg, hörte aber noch deutlich, als er die letzte Thüre verließ: „Brav! brav! Jubel!“

Der Zufall ist dem Tapsern günstig, und ehe noch der wackere Wasfl zum Hauptplatz gelangen konnte, begegnete er einem Hausierer und dieser nahm ihm alle so billig erlangten Gegenstände um ein äußerst Billiges ab, mit dem Versprechen, wenn er ihn wieder begegnen sollte und bei guten Geschäften noch eine Draufgab' zu reichen.

Voller Lustbarkeit erschien heute auch der besitzreiche Landstreicher nächst dem Kirittagplatz und der Musik, und es war, obchon auffällig, doch erheiternd, wie lustig heut der Wasfl sich zeigte, auch wie freundlich zwinkernd er aller Welt zutraut, ja besonders den Leuten aus dem Hofe des Blasi und der Traudl, diesen selbst.

Als sie abends heimkamen, griff der junge Bauer, seiner Sache gewiß, nach seinem Schlüssel. Hand ihn auch. Als er aber damit im Schlosse sorglich umdrehen und die Zahl der Umdrehungen trotz des etwas summen Kopfes hartnäckig zählen wollte, da ging die Thüre auch schon ohne weitere Anstrengung auf und ein „Herrein!“ tönte ihm vom Kapital-Starl deutlich entgegen.

Traudl aber war darauf aufmerksam geworden, daß die Thüre so flugs aufging, und stürzte sofort mit forschenden Augen gegen den Kasten hin. Trotz der lustigen Worte des Starl bemerkte sie, daß der Halschmuck, das Kreuzgehänge, auch der Ring fehlte. . . Bald ward die Uhr nicht ersehen. . . Seufzer, Jammer, Vorwürfe!

Der Nachwächter, der Bürgermeister wurden gerufen, die Hausleute wurden alarmiert. . . Heute vergeblich!

Der redliche Zufall kam wieder zu Hilfe. Der Hau-

sierer bot baldigst das Gehängsel im Hofe an, woher Traudl stammte, dort ward es wieder erkannt, dort erschien das Feilbieten seltsam, und der Hausierer bekam mit dem nahen Bezirksgericht eine Verhandlung.

Er wies natürlich an Wasfl und zog sich, da dieser am Kirittag ganz besonders rebfelig gewesen war und von alten Erbstücken geschwätzt hatte, möglichst aus der Schlinge; er konnte doch einem Landbewohner, der an solchem Tag lustig sein wollte, die Sachen billig abkaufen und bei gutem Erlös noch Nachzahlung in Aussicht stellen.

Aber Wasfls besondere Lustigkeit und sein Aufhauen bei dem Wirt waren den Bauerkleuten nun auch erklärt.

Das Schlimme bei der Sache war noch immer, daß man mit dem Gerichte zu thun bekam und das allbekannte Eigentum noch voreerst beschwören und bei der Hauptverhandlung gegen den Strolch erscheinen mußte.

Wasfl und Blasi standen sich voreerst mit grimmigen Blicken gegenüber.

Der erstere hatte sich gegen die verlesene Anklage und die gestellte Schuldfrage zu verteidigen.

„Wie kann mich der Blasi-Bauer mit Dieberei beschuldigen? Hat er mir nicht erst »Herrein!« gerufen, und nachher, wie ich nur voreerst aus Neugier die Finger ausgestreckt hab': »Nur zu!« — »Brav!« . . . Was sagt er jetzt?“

„Ich hätt' das gesagt?“

„Freilich!“

„Na, Bauer, sagt amal wieder »Brav!« — »Nur zu!« — »Schön' Dank!« Ich erkenn' Euch gleich!“

„Ich? . . . Das war . . . Heiland . . . das war mein Starl!“

„Starl? Was kann ich davor, daß der Bauer kein Starl, oder der Starl kein Bauer ist!“

Ungeheures Gelächter allseits.

Der Blasi hatte neben dem Schaden noch den Spott. Traudl verhielt sich das Gesicht und ihr kamen Thränen, dennoch mußte sie lachen und wieder mit dem Tuch den Mund verhalten.

„Bei so ein' reichen Bauer,“ fuhr der Strolch ermuntert fort, „soll man sich auskennen! Wenn er selbst nit herrlich befehlen will, läßt er sein' Red' einen Knecht sagen. Und wenn's ihm einfallt, kauft er sich um ein Kapital einen Vogel, der red't wie ein Mensch! Und nachher . . . ist ein Vogel auch ein Mensch!“

„Hat der Wasfl nit aber auch schon gehört,“ frug der Ankläger ernstlichst weise: „Spitzbub! 'raus!“ „Ei wohl!“ entgegnete Wasfl schlau und kühn. „Da kennt man sich g'rad aus und thut auch darnach. Das ist so g'recht. Was recht ist, muß gesagt werden. Hat aber der Vogel recht, so hab' ich auch recht!“

Die Geschichte war wohl heiter, aber der Rechtsirtum doch nicht gänzlich ausgeschlossen, die Beschränkt-



Rasch griff er nach der silbernen Uhr, die vereinsamt hing.

heit des Auslegers ein guter Verteidigervorwand und der Wasfl mußte demals mit einer gelinderen Strafe ausgehen.

Aber der Kapital-Starl!

Als Blasi das Wort in der Gerichtsverhandlung vernommen hatte . . . Spitzbub! . . . da stand sein alter lieber Starl wieder leibhaftig vor ihm. O wäre er der Schneider . . . oder wäre vielmehr der Schneidervogel damals in der Stube gewesen . . . oder wäre er ledig . . . o der Kapital-Starl kostete ein Kapital!

Und sein Weib hatte ihn ins Haus gebracht und auf ihr Anstiften war er, der Mann, selbst der rastlose Lehrer!

Als sie wieder daheim in ihrer Stube waren, pff! und redete der Starl lustig wie zuvor.

„Wär's mit gescheiter, wir thäten ihm jetzt das Schimpfen ordentlich lernen? Ich wär' fürs »Scher' dich zum . . . !“

Da nahm Traudl ihn um den Hals. Wie weich fühlte sich der Arm um den steifen Nacken! Wie traulich war's, gegenüber der feindenden Welt!

Und sie sagte ihm etwas.

Sie sagte es ihm kispelnd, aber verständlich ins Ohr . . . er schlug die Augen zur Höhe auf.

Der Starl pff, rief: „Grüß Gott! Brav! Immerzu!“

Sie wischte eine Thräne, ihm war sehr weich ums Herz.

Sie kamen überein, den Starl dem Herrn Pfarrer zu schenken, welcher einmal gar schön von des Herrn Allmacht und Güte in seinen niedrigsten Geschöpfen gesprochen, die man aber immer tief unter dem geringsten Menschen halten muß, für den sie in Gerechtigkeit zu Freude und Erkenntnis geschaffen!



Nach weniger Zeit lag ein kleiner zappelnder Blasi in der Wiege.

Der alte Herr im Pfarrhose war allein. Die beiden jungen Bauerleute bedurften keinen Schreier und Sprecher mehr im Hause, denn nach weniger Zeit lag ein kleiner zappelnder Blasi in der Wiege und dem rief alle Welt „Grüß Gott!“ zu, und wenn er freischte, schien's „dem Vater“ noch immer schöner, als wenn der Kapital-Starl „Fuhe!“ gejauchzt hätte.

Wortsprüche.

Welcher Stand ist der beste?

(quvlyhoz 30C)

Was steht jedermann an?

(quvlyuz 30C)

Der Tintenkleck.

Gewöhnlich sind die Tintenklecke vom Übel, das weiß alt und jung; daß sie auch etwa einmal zum Guten führen können, wird man mir kaum glauben, und doch, ich will dem geneigten Leser einen Fall erzählen, wie ein Tintenkleck einen großen, sehr großen Dienst geleistet hat, ja, den größten, den man überhaupt einem Menschen leisten kann. Denn war auch der Kleck groß, erstaunlich groß, also, daß er seine schwarzen Flügel vom einen Ende des Papierblattes bis zum andern ausdehnte, so war doch das Heil, das er stifete, noch viel größer, woraus freilich der Leser nicht die Lehre entnehmen wird, daß man sich der Tintenklecke überhaupt und der großen insbesondere zu befleißigen habe. Dies ist ebenjowenig der Fall, als der Blis deswegen nützlich und wünschbar ist, weil er vielleicht auch einmal einen Verbrecher trifft! Zudem wird der geneigte Leser hoffentlich nie in den Fall kommen, Todesurteile zu unterschreiben — ja, Todesurteile!

Nämlich:

An einem der kleineren deutschen Höfe, wie sie noch im vorigen Jahrhundert zu Dutzenden vorhanden waren, nicht zum Segen deutschen Landes, war einst ein Todesurteil gefällt worden. Das war nun zu selbiger Zeit nicht gerade etwas Ungewöhnliches, denn fürs erste stand ein Unterthanenleben nicht hoch im Preise, sondern galt mehr oder weniger für eine „Ware“, welche man wegwirft, wenn sie schadhast wird; fürs andere war der Richterstand nicht so unabhängig wie heute, um nach freiem Ermessen und innerer Überzeugung seinen Spruch zu thun, sondern der Wille oder die Willkür des regierenden Herrn war ihm oberstes Gesetz; Pflicht und Gewissen mußten sich schmiegen. Nur selten kam es vor, daß ein herzhaftes Unterthanen-gemüt sich gegen die herrschenden Mißstände Worte offener Mißbilligung erlaubte und ein knechtisches Schweigen nicht, nach dem Sprichwort, für Gold hielt. So ein Gemüt besaß aber der Mann, über welchen die Richter des Landesfürsten das Urteil auf Tod gefällt hatten. Zwar lag die äußere Veranlassung dieses Bluturteils nicht in einem trotigen Wort, welches der „Unterthan“ sich gegen die „Väter des Landes“ oder gar den allerhöchsten Landesvater selbst und dessen erlauchte Familie hatte zuschulden kommen lassen — dergleichen pflegte man denn doch nicht gerade mit dem Henkerbeil zu bestrafen, sondern höchstens mit einem oder mehreren Jährchen Kerker und andern empfindlichen Leibstrafen — nein, er sollte als Raubmörder vom Leben zum Tode gebracht werden. Er hatte sonst immer im Rufe eines durchaus ehrlichen Mannes gestanden, der jedem gab, was ihm gebührte, aber wenn doch in der Nähe eines Hauses Blutspuren gefunden werden und diese sich verfolgen lassen bis zum Anfang eines Waldweges, wenn nur wenig abseit dieses Waldweges die Leiche des Ermordeten selbst gefunden wird, aller Barschaft und der Uhr beraubt, wenn am Abend vorher zwischen dem Ermordeten und dem Besitzer jenes Hauses ein Wortwechsel stattgefunden und der Ermordete dem andern schon manchen bösen Streich gespielt hatte, so muß doch notwendig „der andere“, das heißt der Bewohner jenes draußen vor der Stadt gelegenen Hauses, der Thäter sein. Muß? und notwendig? Wir heutzutage hätten vielleicht doch etwelche Bedenken, wir würden vielleicht dieses oder jenes einzuwenden haben, — aber was hilft das? Uns fragt man nicht, und der Fürst ist nun einmal dieser Ansicht, also natürlich sind es die Herren Räte auch; Fürst sein

und unfehlbar sein ist für sie ja beinahe dasselbe. Unser Mann ist abgeführt worden einige Stunden weit auf die Festung, und der Fürst ist so gnädig, ihm nach schon gefälltem Urteilspruch noch eine längere Gnadenfrist zu gestatten, um die der Mann gar nicht gebeten hat, „aber,“ denkt der Fürst, „der Sünder muß Zeit haben, vor seinem Hintritt noch Buße zu thun, in sich zu gehen, seine That und ganz besonders auch seine böse Gesinnung gegen das fürstliche Haus samt Regierung zu bereuen, welche Gesinnung er jeweilen gebegt und sogar ausgesprochen hat. Er ist sonst unbescholten — aber arm! und wenn der Versucher einem Armen ins Ohr flüstert, so — kurz, er hat jetzt Zeit, darüber nachzudenken.“ Ob der Mann nun

und „gut,“ sagt er, „bring' Er's dem Fürsten zur Unterschrift, und wenn Er dann zurückkommt vom Schloß, so soll Er den reitenden Boten vor meinem Hause bereit finden.“ Der Schreiber geht, der Herr Minister auch, jener aufs Schloß, dieser auf die Jagd, und bald erscheint auch der Fürst, hoch zu Ross und hinter ihm her ein lustig Gefolg': Kavaliere, Hofdamen, Knechte und Hunde. Alles geht, saust, fliegt, nur der Reitknecht vor des Ministers Hause muß auf dem Fleck stehen bleiben, und das Warten wird ihm mit jeder Minute langweiliger. —

„Der Federfuchser könnt' schon lange da sein,“ sagt er (und er hat recht, wie das folgende zeigen wird); „Seine Durchlaucht haben ja schon längst unterschrieben,

sonst wären Sie nicht auf die Treibjagd, um“ — — — (Den Schlußsatz in dem reitknechtlichen Gehirn können wir leider nicht mitteilen, da er nicht mehr gesprochen, sondern bloß gedacht wurde, vielleicht aber munkelte er: „um sich zu erholen,“ denn nach einem so anstrengenden Geschäft wie das Unterschreiben eines Todesurteils muß man doch auch ein Anrüsment haben, fürstliche Nerven sind auch keine Drahtseile!) „Und mein Weg,“ murmelt der Reitknecht, „ist auch kein Flohprung, und heut abend muß ich wieder bei Frau und Kind zurück sein. Glaubt denn der Federfuchser, misereins — — —“ Ach! der gute Federfuchser glaubt in diesem Augenblick, wo ihm der Reitknecht so himmelschreiend unrecht thut, gar nichts, dafür weiß er aber, daß er das allerunglücklichste Geschöpf auf Gottes Erdboden ist und hundertmal mehr zu bedauern als der



Gerade über die Unterschrift des Fürsten quoll der zerstörende Strom.

Notwendigkeit also beschaffener Strafe überzeugen kann. Das schärft der Fürst seinem obersten Minister und Rat ein und entläßt ihn mit der Weisung, ihm das Schriftstück baldmöglichst zur Unterschrift vorzulegen, sodann einen reitenden Eilboten mit demselben zu entsenden. Gesagt, gethan! Der Minister läßt seinen Schreiber kommen und dieser leistet, nach Vorschrift seines Herrn, das Menschenmögliche in salbungsvoller Lobpreisung der Gerechtigkeit und langatmiger Darstellung der notwendigen Strenge dessen, dem das Schwert in die Hand gegeben sei, das heißt, des allergnädigsten Landesvaters. Eine kurze Stunde verrinnt, und schon ist der fleißige Schreiber wieder da und überreicht dem Minister die Frucht seines Geistes. Der überfliegt das Schriftstück, hier schnunzelnd, dort nickend

ungeduldig wartende, ihn verwünschende Reitknecht. Wie gern würde er für diesen Tag mit dem Reitknecht tauschen und sollte er, obgleich aller Reitkunst bar und ledig, auf dem wildesten Renner Arabiens, der nur im fürstlichen Marstall aufzutreiben ist, über Stock und Stein dahinsausen und all sein ehliches Gliederwerk zehnmal riskieren. Und vor lauter Dienst-eifer sich so ins Unglück stürzen! Es ist wirklich hart! Als er nämlich zum Palast herausgetreten ist, mit richtig gefertigtem und den höchstenigen fürstlichen Namen als Unterschrift tragendem Schriftstück, fällt ihm ein, daß er vergessen hat, das Datum beizufügen, und bei einem Todesurteil darf das doch unmöglich fehlen, schon um des Verurteilten willen, der doch, aus Rücksichten der Menschlichkeit, wissen muß, nicht bloß

wie, sondern auch wann er stirbt. Diefem Fehler, denkt der Schreiber, ist bald abgeholfen, und eilt nach Hause, denn er weiß, der Reitknecht wartet. „Datum so und so“ schreibt er schnell und ruft während des Schreibens seinem Achtjährigen, der im Zimmer spielt, zu: „Die Streusandbüchse her!“ Der Achtjährige, an strengen Gehorsam gewöhnt, eilt auf den Flügeln kindlicher Pflicht herbei, reicht dem Vater das Verlangte, und der Vater, ohne aufzublicken, streut den ganzen Inhalt des — Tintenfassens über das fürstliche Kabinett-schreiben aus! Schwarz, ja im eigentlichen Sinne des Wortes, schwarz wird's ihm vor den Augen, gerade über die Unterschrift des Fürsten quoll der zerstörende Strom

— das inhaltsschwere Aktenstück war wertlos, vernichtet! Einen Augenblick tonnt's dem Schreiber vor, aus dem Niesenlecke starre ihn sein Todesurteil an; vor seinen Augen flirrt und kimmert es; aus dem Schwarz wird Rot, aus dem Tintenstrom ein Blutstrom, aus seiner Feder ein zweisehnendiges Schwerdt! Seine Befinnung droht ihm zu schwinden, ganz anders als dem Achtjährigen, der invollsten Besitz seiner Geisteskräfte und im richtigen Gefühl dessen, was folgen könnte, das Zimmer verläßt. Matloser Diener einer landesväterlichen Durchlaucht! Schlechtbedienter Vater eines ungeratenen Sohnes, der nicht einmal Sandfaß und Tintenfaß zu unterscheiden sich die Mühe nimmt, was willst du beginnen? Der Fürst ist fern, der Reitknecht wartet, der Todesbefehl lautet „heute noch“, und dein böser Stern sagt: „Nein!“

Und jetzt raffelt's die Treppe herauf wie Kettengefärr und herein tritt, gestiefelt und gespornt, der Reitknecht, und dringt ungeduldig, sogar drohend auf sofortige Abreise. „Mir schon recht,“ denkt er, als der Schreiber mit kaum wiedergewonnener Fassung und noch nicht ganz flüssig gewordener Zunge ihm seine Leidensgeschichte erzählt. — „Nun,“ tröstet er, „wer weiß, wozu's gut ist!“ und läßt den Unglücklichen wieder allein.

Wir wollen es einen Augenblick auch so machen, denn helfen können wir ihm doch nicht, wenn's der gemeinte Spruch des Reitknechtes nicht kann, „wer weiß, wozu's gut ist.“

Der Tag neigt sich, der Abend ist heran und die hohen Herrschaften sind zurückgekommen; der Fürst hat

sich wieder vollständig von seinem strengen Amt erholt und spricht von guter Laune und Liebenswürdigkeit in der Abendgesellschaft, welche der Herr Minister ihm zu Ehren veranstaltet hat; er scherzt und plaudert, trinkt und tanzt; das Licht seines Geistes überstrahlt das Lichtmeer der Kerzen und Leuchter, das ihn umspielt, indes der arme Schreiber, Nacht in der Seele, im dunkeln Zimmer, dem treuen Abbild seiner Stimmung, auf und nieder geht, und der Reitknecht mit Frau und Kind um die Bette schläft, um sich für die Strapazen des folgenden Tages zu stärken. Da, nach gerade beendetem Tanz, wird der Minister herausgerufen: ein Mann sei draußen, der ihn in dringendster Angelegenheit

zu sprechen wünsche und sich nicht abweisen lasse; es handle sich, wie er sage, um Leben und Tod. Misshütig verläßt der Günstling den Saal, um bald darauf mit allen Zeichen der Verstörung im Gesicht zurückzukehren und dem Fürsten Meldung zu thun. Er spricht leise, aber seine Botschaft verfehlt nicht, auf den Fürsten Eindruck zu machen. In seine freudegeröteten Züge mischt sich ein Schimmer von Weiß, es ist etwas in ihm aufgedämmert, was ihn nicht alle Tage zu besuchen pflegt — sein Gewissen, ein kuroser Gast und gerade jetzt am Freudenfest! Maschen Schritte verläßt er mit dem Minister den Saal. Sie betreten ein schwach beleuchtetes Zimmer, und der Fürst streift mit unsicherem, beinahe ängstlichem Blick eine an die Wand gelehnte, in sich zusammengefuntene Gestalt mit abgetragenem Sol-



Der Fürst streift mit unsicherem Blick eine an die Wand gelehnte, zusammengefuntene Gestalt.

datenrock von Farbe und Schnitt der fürstlichen Miliz. „Du bist der Mörder?“ fragt der Fürst mit gedämpfter Stimme, „und stellst dich selber?“ „Ich bin's und stelle mich selber,“ tönt's zurück von der Wand.

„Und was treibt dich zu solcher Selbstanklage?“

„Mein Gewissen.“

Der Fürst zuckt ein wenig zusammen.

„Und was trieb dich zu der That?“

„Die Verzweiflung, denn die macht die Menschen schlecht, wenn sie ihrer nicht Meister werden.“

„Warum aber in Verzweiflung, du, ein Soldat deines Fürsten?“

„Weil ich in Amerika, wohin ich mit anderen Lands-

lenten von meinem Landesvater verkauft wurde — hier hob sich Stimme und Gestalt des Unglücklichen, während der Fürst eines Zitterns nicht Herr wurde —, weil ich in Amerika den Tod nicht fand und arm, hilflos, an Leib und Seele gebrochen, zurückkehrte, was ja gegen Sinn und Willen des Kontraktes war.“ (Diese letzten Worte sprach der Verbrecher im Tone des Lachens, aber das Lachen klang unheimlich, schaurig.) „Zudem war mein Opfer, obschon ein treuer Diener von Eurer Durchlaucht, zeitlebens mein Feind, und ich hatte meinen Vater, den jener ins Grab gebracht, an ihn zu rächen.“ — „Komm ich etwa zu spät?“ fuhr er wie mit flehender Stimme fort, — „das fehlte noch! Aber nein! nein! so hart wird mich der liebe Gott nicht strafen wollen!“

Diese Worte brachten wieder Leben in den Fürsten. „Schnell, augenblicklich einen Reitknecht her!“ wandte er sich an den Minister. Eine schwüle Pause tritt ein; sie schien dem Fürsten, der nicht mehr in den Tanzsaal zurückkehrte, sich endlos auszudehnen! Endlich tritt der Gerufene ein; man hat ihn aus dem Schlaf geweckt.

„Augenblicklich gesattelt!“ herrschte ihm der Fürst zu. „In die Festung zum Kommandanten! Reite dein Pferd zu Schanden! ohne Schonung! Das Todesurteil sei widerrufen! — wenn's noch Zeit ist!“ setzt er tiefatmend hinzu.

„Euer Durchlaucht erlauben Ihrem unterthänigsten Diener, das wird gar nicht nötig sein,“ sagt der Reitknecht mit unverhohlenem Selbstgefühl, „denn der Kommandant hat noch gar keine Ordre zur Vollstreckung erhalten.“

Fürst und Minister sehen sich an mit verwunderten Blicken, und der Reitknecht, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben von der vollen Wichtigkeit seiner sporenklingenden Person überzeugt, erzählte seinen hohen Zuhörern das Ereignis des Tages, in welchem ihm, wie er glaubte, eine so wichtige Rolle zu spielen beschieden war. Er ermangelte nicht, beizufügen, daß es wie eine plötzliche Ahnung im Zimmer des Schreibers über ihn gekommen sei, und er zu demselben die bedeutungsvollen Worte gesprochen habe: „Wer weiß, wozu's gut ist.“ — wie der Schreiber selbst bezeugen werde. —

Andere bescheidene Erzählung geht zu Ende.

Versteht sich, daß der Mann auf der Festung sofort auf freien Fuß gesetzt wurde, und Thatsache ist ferner, daß der Reitknecht zur Meldung an den Kommandanten beordert wurde und er diesen Auftrag viel lieber übernahm als den gestrigen; daß der Schreiber in der Morgenfrühe nach schlaflos zugebrachter Nacht durch wüthendes Klopfen an der Hausthür aufgeschreckt wurde und in seiner Seelenangst schon glaubte, jetzt werde er durch die Schloszwache ins Gefängnis abgeholt, während doch nur der Reitknecht hereinkam, um ihm im Vorbeigehen die große Neuigkeit mitzutheilen, daß der gute Schreiber, als jener fortgegangen war, einen Blick väterlichen Mitleids nach der Stelle warf, wo sein Achtjähriger schlief, ja väterlichen Mitleids, ich möchte sogar sagen, väterlicher Zerknirschung, als wolt er ihm die leiblichen Thaten abbitten, womit er ihm gestern vor Schlafengehen das Abendbrot in vollgerütteltem Maße gewürzt hatte. Der Kleine stand jetzt plötzlich als Held vor ihm, leuchtend im Glorienschein eines Märtyrers; denn hätte seine kleine Hand statt des Tintenfassens die Streifenbüchse gefaßt, — welch eine Reihe der inhaltsschwersten Schlussfolgerungen knüpft sich an jenen scheinbar so gleichgültigen Umstand, dessen Schlüsselstein in einem geretteten Menschenleben gipfelt! Das alles und was darum und daran hängt, verwob sich im Gehirn

und Gemüt des hochbeglückten Schreibers zu einer recht andächtigen sonntäglichen Betrachtung, die wohlthunend auf den ganzen Menschen zurückwirkte. Ob dies beim Landesvater auch der Fall war, ob er sich diesen Vorfall zur Warnung dienen ließ, künftighin wenigstens im Aussprechen und Unterzeichnen von Todesurteilen behutsamer und gewissenhafter zu verfahren, kann ich zwar nicht für bestimmt sagen, aber ich glaube es.

Was du nicht willst.

Von Hermann Heiberg.

Mit hartem, trotzigem Gesicht stand die Bäuerin Meta Regelsen in dem niedrigen Wohnzimmer des städtisch aufgebauten Bauernhauses und hörte, was ihr Mann sagte.

Immer war's, wenn sie Streit miteinander hatten, um „seine Mutter“, die weiter unten im Dorf auf einem großen Witwenbesitz allein mit zwei unverheirateten Töchtern weiter wirtschaftete, früh mit der Sonne aufstand, nach dem Rechten sah und sich als letzte abends ins Bett legte. Sie dabei war, wie keine, brav, gerecht und gut. Aber weil sie etwas von einer Mannesnatur in sich hatte, so nahm sie weder im Reden ein Blatt vor den Mund, noch ließ sie sich etwas von dem abhandeln, was sie für recht und vernünftig erkaunte. Und diese meist kurze Art und diese Grabsheit in dem Wiedergeben ihrer Meinung gefiel Meta, die schon etwas vom Leben kennen gelernt und in ihrer Bildung über der Tadlerin stand, weil sie in städtischen Schulen aufgezogen war, durchaus nicht.

Ihre Schwiegermutter sollte sich um ihre eigenen Kochtöpfe kümmern, sie wollte schon mit ihrem Hauswesen fertig werden!

Bald hatte die alte Frau an den Kindern etwas zu tadeln, bald gestattete sie sich ein Urteil über Metas Wirtschaft, ihre Kleidung, Neigungen und Wünsche. Für Überflüssiges hatte die alte Frau nun einmal ebenso wenig Sinn, wie für bequemes Leben und Hang zum Vergnügen.

„Willst du einen guten Wochenschlaf,“ pflegte sie zu sagen, „so mußt du einen guten Anfang geben! Man soll nicht vergessen, daß man auch den nächsten Tag noch gesund, fröhlich und zufrieden sein will.“

Heute handelte es sich um den bevorstehenden siebenzigsten Geburtstag der alten Frau, und der Bauer, ein liebevoller Sohn, der zum äußersten Verdruß der Bäuerin täglich bei seiner Mutter vor sprach, hatte den Wunsch ausgesprochen, daß dieser besonders gefeiert werde. Die beiden Kinder, Anna und Peter, sollten ein vom Schulmeister verfaßtes Gedicht hersagen, er selbst wollte in der mond hellen Nacht das ganze Haus der Alten bekränzen, und seine Frau sollte, nach der bereits seit vielen Wochen andauernden Verstimmung, das erste Wort geben und wieder im Weidenhof unten erscheinen.

Aber Meta Regelsen wollte davon nichts hören. Er und die Kinder möchten thun, was sie wollten, sie aber betrete das Haus nicht eher wieder, als bis die Alte auch ihrerseits sich zur Schuld bekenne und ihre damals gemachte Äußerung zurücknehme. Die alte Frau hatte gesagt: „Ihr fehle die rechte Liebe und die rechte Religion, wenn sie ihrem Namen verwehren wolle, seine alte Mutter so oft zu besuchen, wie er darnach Verlangen habe.“

„Mutter ist bisweilen etwas schroff und wägt nicht jedes Wort,“ entgegnete der Bauer. „Sie hat damit

doch nur deine Eifersucht tadeln wollen. — Sieh nach, Meta! Wer weiß, wie lang wir sie noch behalten. Es ist doch nun mal meine Mutter und eine gute, brave Frau, die niemandem zu nahe treten will. Auch dir nicht! Ich weiß, sie hält viel von dir, schätzt deine guten Eigenschaften hoch und ist nur betrübt, daß du so engherzig über meinen Verkehr mit ihr denkst.“

„Wenn deine Mutter etwas von mir hielte, dann würde sie sich auch in meine Lage hereinsetzen. Sie hätte es auch nicht gewollt, als sie heiratete, daß ihr eine andere immer Lehren gegeben und sie hingestellt hätte, als wüßte und könnte sie nichts. Ich bekümmere mich ja auch nicht um ihre Wirtschaft.“

„Na, das ist doch etwas anderes,“ wagte Peter Regelsen einzuschalten, „sie hat die lange, reiche Erfahrung für sich. Wir Jungen müssen noch viel lernen. Man lernt aber erst aus der Praxis.“

„Es ist mir grade, als ob ich deine Mutter sprechen hörte!“ warf die Frau gereizt hin.

„Alles, was sie thut, ist schön und herrlich! Was ich thue, dafür habt ihr beide nur Tadel. Sie hat dich ganz in der Tasche. Wenn du ein Mann wärest, so wüdest du deine Frau in Schutz nehmen. Aber du hängtst noch wie ein Knabe an ihrer Schürze, und was das Demüthigende für mich ist, alles besprichst du mit ihr. Ich bin zu dumm. Weshalb hast du mich eigentlich geheiratet?“

„Aber Meta!“ mahnte der Bauer sanft, trat seiner Frau näher und wollte sie umarmen. Sie aber stieß ihn heftig zurück und in ihren Zügen erschien ein Ausdruck von trotziger, mit Haß gegen die alte Frau vermischter Auflehnung.

Doch nun war's auch mit des Bauern Sanftmut zu Ende.

„Du solltest dich schämen!“ stieß er heraus und die blauen Augen funkelten so unheimlich, daß sie fast schwarz erschienen. „Und merke dir, ich habe seit Monaten das alles ertragen, habe dir kein böses Wort gesagt, nur immer wieder gebeten, daß du zur Einsicht kommen und mit meiner Mutter Frieden schließen möchtest. Jetzt aber verlange ich es ohne Widerrede. Entweder gehst du morgen mit hinüber zum Gratulieren — besondere Worte brauchst du nicht zu sagen, in deinem Kommen liegt schon das, warum es sich handelt — oder einer von uns verläßt den Hof. — Ich denke aber, wir wollen darum nicht wirfeln.“

Du gehst und ich bleibe, wenn du dich nicht fügen willst. Dein Vater wird die Thür nicht vor dir abschließen. Vergiß aber nicht zu sagen, weshalb dein Mann dich zurückschicken mußte!“

„So kann ich ja gleich meine Sachen packen!“ hauchte die Frau in beunruhigender Leidenschaft. „Und ich will's auch! Ich habe gedacht, ich würde dich heiraten, nicht aber dich und deine Mutter und noch dazu ihre Magd sein! Ich habe es satt, ein solches Leben weiterzuführen! Sobald Anna und Peter aus der Schule kommen, räume ich das Feld.“

„Anna und Peter? Was haben die damit zu schaffen?“ fiel der Bauer mit

unheimlich wirkender Ruhe ein. In sein Auge trat ein Ausdruck unbegreiflicher Entschlossenheit, und seine Wienen nahmen einen so kalten Ausdruck an, daß die Frau trotz ihres kochenden Blutes zusammenfuhr. Dennoch siegte der maßlose Aufruhr ihres Innern.

„Die Kinder nehme ich mit mir. Ich werde sie fragen, bei wem sie bleiben wollen, und du wirst hören, was sie sagen.“

„Es wird nicht gefragt, und ich will nichts hören! Anna und Peter bleiben hier! Morgen haben sie dritten ihrer Großmutter zu gratulieren, und das ist so wichtig, daß alles andere zurücktritt.“

Der Bauer sprach's eifrig, die Worte so wählend, um sie um so empfindlicher zu verletzen.

Einen Augenblick fuhr's der Frau sengend durch Herz und Gemüth. Sie wußte, wenn sie jetzt auf ihren Mann zuelte und sich zärtlich an ihn schmiegte, daß alles vergessen sein, daß er sie mit dem alten Blick der Liebe wieder aufnehmen werde. Von diesem Augenblick hing ab das alte selbige Glück, oder eine Zeit voll Thränen, Schmerz und Reue.

Aber da er nun eben sich zu der Kommode wandte und ein Knäuel Bindfaden hervorholte, das er für die Kränze verwerten wollte, die am Nachmittag für die alte Frau gebunden werden sollten, — sie dadurch an die, die sie haßte, wieder erinnert wurde, siegte ihre Leidenschaft über ihre Liebe und den Drang nach Veröhnung. Mit einem gefühllosen Ausdruck stieß sie heraus: „Na, dann ist es also entschieden. Ich gehe! — Gleich mache ich mich ans Packen. Und damit es schneller geht, kann Klas anspannen und mich



„Na, dann ist es also entschieden. Ich gehe!“

nach Ellerup fahren? Oder sind die Braunen zu schade?"

Er warf ihr erst einen vernichtenden, dann einen unsagbar traurigen Blick zu. Aber er sagte nicht nein, und er hinderte sie nicht. Er nickte und jeder ging seines Weges. —

Der folgende Tag brach in sonniger Schönheit an. In der Nacht hatte Peter mit den Knechten die hohe dreieckige Giebelwand und die Thür in dem alten mächtigen Bauernhause bekränzt, und gegen Mittag war er mit den beiden festlich geschmückten Kindern, die große Blumensträuße in den Händen trugen, hinübergewandert.

Das halbe Dorf hatte sich bei der alten Frau versammelt und voll glückseliger Freude nahm die Greisin all die Beweise der Verehrung und Liebe entgegen. Als aber nun auch ihre kleinen Enkel mit ihren unschuldigen Gesichtern erschienen und ihre Gedichte her-sagten, strahlten ihre Wienen und zuletzt stahl sich eine Thräne der Rührung in die alten Augen. Immer von neuem liebteste sie ihre Lieblinge und erst dann erhob sie den fragenden Blick zu ihrem Sohn und forschte nach der Schwiegertochter.

Sie käme am Nachmittag und später auch zum Abendessen, erklärte Peter. Sie ließe grüßen und alles Schöne wünschen. Sie habe gestern einen Boten von ihrem Vater aus Ellerup erhalten, daß sie dort notwendig sei. Sie wäre schon gestern abend hingefahren.

Erst beherrschte die Frau etwas Mißtrauen. Als sie aber seinen ruhigen, vor der Welt aufgesteckten sorglosen Wienen begegnete, schwand nicht nur jeder

Argwohn, sondern ihre Züge verklärten sich. Wenn Meta kam, war ja auch diese Ruhe von ihr genommen. So war's heute ein doppelt herrlicher Tag!

Aber als all die Gäste gegangen, die Bauern und Bauernfrauen aus dem Dorf, die Hofbesitzer aus der Nähe, auch der Gutsherr mit seiner Familie von Fluth — so hieß das Dorf und so hieß dessen Besitz —, endlich die Frauen aus dem Armenhaus, letztere gleich heute beschenkt, das Haus verlassen, nahm der Mann seine Mutter beiseite, führte sie in den Garten bis zur alten Lindenlaube, setzte sich dort nieder und sagte ihr alles, wie's war.

Es schnitt ihm in die Seele, ihr grade heute ein solches Weh zu bereiten, aber sie durfte nicht aus freidem Munde erfahren, was geschehen war. Er wußte

auch, sie hatte ein starkes Herz, und zudem pflanzte er die Hoffnung auf, sie, die seit seiner Knabenzeit allezeit in der Not Rath geschafft und Trost gespendet, werde sein krankes Gemüth bekräftigen, gar etwas zu sagen wissen, das die Verschwerung seines Innern in wiederkehrendes Vertrauen auf die Zukunft verwandeln werde.

Die alte Frau saß, nachdem Peter geendet hatte, eine längere Weile regungslos da. Ein Ausdruck tiefster Bedrückung trat in ihre Züge, der sie plötzlich um viele Jahre älter erscheinen ließ. Zuletzt sank das Haupt langsam herab und schwere Thränen lösten sich aus ihren Augen.

Von seinem mitleidigen Gefühl fortgerissen, beugte sich der Sohn zu seiner Mutter herab, küßte ihre

Wangen und streichelte ihre Schultern. „Laß dich's nicht zu sehr bekümmern,“ bat er zärtlich. „Es ist ja nichts gegen dich. Es ist ihre alte, schreckliche Eifersucht, die nicht weiß, was sie thut. Ich denke, sie wird sich befinnen, alles wird noch gut werden. Nur daß ich dir heute das anthon muß, Mutter, macht mir viel Gram!“

Statt Trost zu nehmen, teilte er ihn aus. Sein Herz zuckte, da er sie so traurig sah. Es giebt trotz allen Geschreis doch noch Menschen, die Gott nahe stehen durch Selbstlosigkeit und Güte des Herzens.

Peter Regelsen war ein solcher Mensch. Nur unbeugsame Entschiedenheit ergriff ihn, wenn das Maß seiner Güte gemißbraucht wurde. Sie, seine Frau, hatte den Bogen zu straff gespannt.

Nachdem die alte Frau sich allmählich von dem Schmerz der Ueberraschung erholt hatte, sagte sie fest und mit wieder verändertem Ausdruck: „Wir wollen heute alles beiseite legen, was uns Herzeleid giebt, mein Junge! Grübeln macht's nicht besser, nur handeln kann's ändern. Und handeln wollen wir am nächsten Tage! Ist deine Frau morgen nicht zu ihren Kindern zurückgekehrt, fahre ich nach Ellerup. Also hoffe auf einen guten Wochenschluß, wenn's auch ein schlechter Anfang war!“

„Was, Mutter, das willst du thun? Ach meine liebe, meine gute Mutter,“ rief der Mann und sank, von Rührung bezwungen, neben seine Mutter nieder.

Eher hätte er gedacht, daß die großen Weidenbäume sich in Rosenstöcke verwandeln könnten, als daß seine Mutter mit ihrem unbeugsamen Sinn sich zu einem solchen Schritt verstehen werde.



Die alte Frau saß eine längere Weile regungslos da.

Aber sie antwortete ihm nur durch den Blick ihres Auges. In ihm schwamm nichts als Liebe, heiße Liebe.

Peter Regelsen verlebte eine schwere Nacht. Er schlief nicht. Und als der Morgen kam, wanderte er unruhig auf dem Gehöft umher, sah in den Stall und nach dem Gesinde, stieg in die Milchammer und lief durchs Haus, endlich aufs Feld und dann wieder zurück, wo ihm seine Kinder entgegentraten und nach der Mutter fragten.

Und nachdem er ihnen eine Antwort gegeben, an die er selbst nicht glaubte, verzehrte er das Frühstück, ohne zu wissen, was er genoss, und als dann der Postbote vorüberkam und nichts brachte, und als abermals mehrere Stunden vergingen, ohne daß sich von selbst erfüllte, was er erhoffte, eilte er das Dorf hinab zu seiner Mutter.

Er hatte mit ihr verabredet, daß seinen Schwestern von Metas Fortgang nichts gesagt werden sollte. Am Tage vorher hatte er erklärt, es sei wohl etwas Besonderes vorgefallen, das sie länger in Ellerup zurückhalte.

Eine Stunde später setzte sich die alte Frau in ihren offenen, kleinen Stuhlwagen, äußerte gegen ihre Töchter, daß sie in der Stadt etwas mit dem Justizrat zu besprechen habe, und fuhr, noch ein Stück von Peter begleitet, davon. Von Fluth nach Ellerup hatte man fast zwei Stunden einen einsamen, zwischen Wällen eingeschlossenen Weg zurückzulegen. Heute war die Landschaft besonders unbelebt. Es lag etwas Ausgestorbenes über den Feldern, und die sonnenlose Luft verhieß durch ihre unheimliche Unbeweglichkeit, Schwüle und Schwere ein aufziehendes Gewitter.

Die Vögel flogen unruhig hin und her, und nach vorangegangenen einzelnen Regentropfen ertönte plötzlich, gleichsam als Einleitung zu dem Gewaltigen, was der Himmel barg, ein furchtbarer Donnerschlag.

Die beiden Schwarzen fuhren zusammen und rissen wie befehen an dem Wagen, und erst im Dorf, als sie sich dem Besitz des alten Klüver, des Vaters von Meta, näherten, hatte der Kutscher sie ganz wieder in seiner Gewalt.

Nachdem Frau Regelsen vom Wagen gestiegen war, verständigte sie jenen, nach dem Krug zu fahren, und nahm selbst, jetzt vom Regen auch überrascht, die Schritte nach dem tief zurückliegenden, von dem alten Klüver, einem Sonderling und früheren Kornhändler, bewohnten Hause.

Vor dem sechsstenrigen, mit einem Giebelausbau versehenen, mit Eypheu bewachsenen Gebäude standen alte Bäume, die es ganz verdüsterten.

Ein eigentümlich beklemmendes Gefühl ergriff die alte Frau, als sie die Hand auf die Thürklinke legte. Wie's draußen in der Landschaft gewesen, so war's auch im Dorf und hier vor dem Hause.

Alles schien tot! Niemand ließ sich sehen, kein Laut ward vernehmbar, kein Federvieh gackerte, kein Hund bellte.

Sie betrat den Flur und klopfte. Keine Antwort. Jetzt auf der andern Seite. Nichts rührte sich. Sie öffnete. Die Stuben waren leer. Nun beschritt sie den Gang und sah in die Küche.

Es war niemand da. Auf dem Herd keine Spur von Ache, geschweige Feuer.

Von zunehmendem Unbehagen ergriffen, trat sie zuletzt, ohne Anklopfen, hinten in des alten Mannes Schlafstube. Und dann prallte sie entsetzt zurück. — Er lag, eine Leiche, im Bett. — Sie wußte aus ihrem

langen Leben, wie Tote aussehen. Dennoch rief sie ihn, das Grausen bemächtigend, an, trat näher heran, aber sah, daß sie sich nicht getäuscht habe.

In diesem Augenblick fuhren Blitz und Donner mit einer Gewalt um das Haus, als ob sie es mit einem Schlage zerstören wollten, und unwillkürlich drückte die erschrockene Frau die Hand aufs Herz.

Dann aber flog sie hinaus, und erst nach einigem Besinnen raffte sie sich auf und schwankte die Treppe empor, klopfte gleich links, wo früher Metas Zimmer gewesen, schrak aber heftig zusammen, als ein unruhiger, stöhnender Laut aus dem Innern hervordrang.

Aber auch hier wich sie beim Öffnen wie erstarrt zurück. Auf dem Bett, von dem die Decke halb herabgeglitten, lag ihre Schwiegertochter, irren Auges, niemanden erkennend, aber unter wirren Reden nach Wasser schreiend.

Und nachdem die alte Frau dann mit todesbetäubtem Herzen, ohne Fragen, weil alles klar durchschauend, die Kranke bequemer gebettet hatte, eilte sie hinab, um das Verlangte herbeizuschaffen, und nachdem das und anderes, was notwendig, geschehen, machte sie sich, dem entsetzlichen Unwetter trotzend, nur von dem Gedanken erfüllt, ihrer Pflicht zu genügen, nach dem Dorf auf, um Hilfskräfte für den Toten und die Schwerkranke zu holen.

Aber es wartete ihrer noch Grausigeres. Als sie eben aus der Thür trat, fiel der Blitz, gleichsam vom Himmel tödtlich herabsendend auf diesen Punkt, ins Strohdach, entzündete es im Nu lichterloh und gab der Frau nur eben noch Zeit, nochmals die Treppe empor zu klettern.

Atemlos erreichte sie das Bett ihrer Schwiegertochter, hob die inzwischen Eingeschlafene empor, sprach liebevoll auf sie ein und beschwor sie, sich zu erheben, sich anzukleiden, das brennende Haus zu verlassen. Schon drang ein brenzlicher Geruch, schon drang Rauch vom Dachstuhl in die Giebelstube.

Erst hörte die Kranke dem allem teilnahmslos und wiederum irres Zeug sprechend zu. Auch war sie so schwach, daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochte. Als aber die Alte nochmals auf sie einredete: "Erkenne mich doch, mein Kind! Sieh, wer ich bin, deine Mutter; es handelt sich ums Leben. Das Haus brennt. Rasse dich auf! Unten kannst du dich ankleiden. Rasch!" kamen plötzlich Vernunft und Besinnung zeitweilig über sie.

Mit einem Ausdruck von Angst und jähem Erschrecken sah sie Frau Regelsen an, ließ sich aus dem Bett heben und schwankte, von der alten Frau gestützt, die Treppe hinab.

Hier angekommen, schrie sie aber jählings wieder auf, schlug um sich, sank zusammen und phantasierte in schrecklicher Weise. Und daneben stand, händeringend, hilflos, verzweifelt, die unglückliche Frau. Das Haus brannte lichterloh. Noch wenige Augenblicke in dem qualenden, die Luft abschneidenden Rauch, — dann ging es ans Leben — —!

Nach diesen Geschehnissen war eine Reihe von Wochen verstrichen. Der alte Mann war längst begraben, und Frau Regelsen, die ihre Schwiegertochter, welche damals ihren Vater, vom Schlage gerührt, tot im Bett gefunden, und von so viel Herzensweh aufs mal betroffen, sich selbst hingelegt hatte und einem Nervenfieber erlegen war, fast acht Tage mit größter Aufopferung Tag und Nacht gepflegt, war ebenfalls längst zurück und wirtschafstete, wie ehemals, in ihrem Hause.

In dem großen, kühlen Gemach, in das man Meta damals gebettet hatte, lag sie noch heute. Und eben

heute brach sie zum erstenmal das von ihr nach dem Schwindeln der wirren Phantasien beobachtete starke Schweigen und richtete an die alte Wärterin, die mit einem Stridzeug am Fenster saß und geduldig auf ihr Erwachen wartete, Fragen, die sich nicht, wie bisher, lediglich auf ihre Krankheitswünsche bezogen.

„Welchen Tag haben wir heute, Frau Mangels?“

„Montag, Frau Regelsen, Montag,“ erwiderte die sauber gekleidete Alte, eifertig emporspringend.

„Um — wie lange bin ich eigentlich krank gewesen?“ fuhr sie nach einer Pause fort.

„Fast fünf Wochen, Frau Regelsen. Übermorgen werden's fünf Wochen, daß Ihre Schwiegermutter Sie hierher nach dem Großbauer Paul Engel trug und ins Bett brachte.“

„Meine Schwiegermutter?“ brach die Frau in höchster Überraschung heraus, und die bereits wieder sanft geröteten Wangen erblaßten.

„Wo kam die denn her —?“

„Ja, ich weiß nicht —“ legte die erschrockene Frau ausweichend an. Sie sah, welchen Eindruck ihre Mitteilung hervorgerufen, und sie erinnerte sich der strengen Weisung des Arztes, die Kranke durch nichts aufzuregen. Er hatte darauf bestanden, daß selbst Frau Regelsen sich still wieder entferne, nachdem die Gefahr vorüber, daß auch der Mann sich nicht, daß überhaupt niemand sich zeige. Er wollte erst ihren geistigen Zustand beobachten. Täglich ward von ihm Nachricht nach Bluth gesandt und Besserung berichtet, aber immer war noch der Kranken auffallende Schweigsamkeit von ihm bemängelt worden.

Aber Meta Regelsen erwiderte mit klarem Auge und fester Stimme: „Sie können mir alles sagen, Frau Mangels. Ich wünsche es sogar. Nicht wahr, ich lag in unserm Wohnhause? — Mein alter Vater ist tot und begraben —?“

„Ja, er liegt auf dem Kirchhof. Das ganze Dorf war mit, Frau Regelsen. Ein großes Begräbniß. Alle waren dabei.“

„Auch mein —?“

Doch die Kranke sprach den Satz nicht aus. Sie wollte nach ihrem Mann, nach ihren Kindern fragen.

„Und meine, meine Schwiegermutter, wo kam die her?“

„Sie trug Sie aus dem brennenden Hause. Es brannte, weil der Blitz eingeschlagen hatte, und sie kam

gerade von Bluth, um Sie zu besuchen. Da fand sie Sie im Bett, schwer krank. Über acht Tage hat sie Tag und Nacht bei Ihnen gewacht —“

Mit wechselndem Ausdruck hatte Meta Regelsen zugehört. Jetzt holte sie, wie von einem furchtbaren Druck befreit, tief Atem, und ein milder, sanfter, glücklicher Ausdruck trat in ihre Züge.

„S-o-j-o —“ stieß sie sinnend heraus. Nur diese Worte sprach sie.

„Etwas zu trinken geben Sie mir, Frau Mangels! Ich danke Ihnen — — Sagen Sie — sagen Sie — haben Sie — einmal — meinen Mann gesehen — meine Kinder?“



„Da bin ich, deine Tochter, die viel an dir gesündigt hat.“

„Ja, Frau Regelsen! Herr Regelsen war viel hier während Ihrer Krankheit, meist jeden Tag, und die Kinder brachten noch vorgestern allerlei: Hühneruppe, Wein, Obst, die Blumen, die hier auf dem Tisch stehen —“ Die Sprecherin ward unterbrochen. Ein eigentümlicher stockender Ton drang aus Metas Kehle. Ihre Gesichtszüge veränderten sich wie bei einem Kinde, und die Thränen — Thränen der Nüchternung und sehnuchtsvollen Liebe — brachen aus ihren Augen.

„Ach — die süßen, lieben Dinger — — Kommen sie denn nicht mal — her — zu mir, Frau Mangels?“

„Der Arzt wollte nicht, daß Sie aufgeregt werden sollten. Alle sollten wegbleiben, bis Sie ganz klar wären. Ach, ich darf nun gewiß nicht mehr sprechen, Frau Regelsen, bitte, fragen Sie nicht mehr! Halten Sie sich recht ruhig, dann können Sie bald aufstehen —“ Die Kranke nickte sanft.

„Geben Sie mir einmal den kleinen Spiegel von der Wand her!“

„Gern, Frau Regelsen! Aber ich sag's gleich, — Sie sehen noch man was blaß aus.“

Ein wehmüthiger Ausdruck erschien in Metas Zügen, als sie ihr abgekehrtes, einst so blühendes Angesicht vor sich sah.

„Ach jetzt ist es schon ganz schön. Schrecklich waren Sie herunter —“ plauderte die Alte. „Die ersten acht Tage, die waren ganz böß. Immer wollten Sie aus dem Bett, aber Frau Regelsen hielt fix aus. Sie war wirklich ein Engel.“

Die Kranke sagte nichts, aber sie schob sich wieder in die Kissen zurück, legte die Hände zusammen und blickte grad aus, als ob sie ein Gelübde spräche.

Den folgenden Tag hatte sie, völlig klaren Geistes, ein Gespräch mit dem Landarzt, einem alten, gutherzigen Mann, dessen Gesicht förmlich strahlte, als diese wahrhaft überraschende Wendung in dem Befinden der Kranken sich zeigte. Er sah, daß er das rechte getroffen, daß er ein Menschenleben, einen Körper und eine Seele, gerettet hatte. Und was sie ihm vortrug, dazu nickte er mit freundlich beipflichtenden Mienen, ja, was sie ihm vortrug, bewegte ihn so, daß er sanft über ihre Wangen strich, als habe er eine Unmündige vor sich.

Und dann kam der Wochenschluß. Meta war schon seit mehreren Tagen wieder aufgestanden und hatte unter den Gartenbäumen die milde Sommerluft eingeatmet. Am Sonnabend morgen erhob sie sich sogar um die gewöhnliche Zeit, hatte Kräfte, zu ordnen und packen, war zwar noch etwas durchsichtig-zart in den Farben, aber hatte so leuchtende, lebensfrohe, hoffnungsvolle Augen, daß es eine Freude war, das schöne Weib anzusehen. Und als der Spätnachmittag kam, fuhr ein Wagen vor, und die Frau setzte sich, nachdem sie Frau Mangels Schweigen aufgelegt, hinein und ließ sich bis an die Grenze des Dorfes fluthfahren, beschritt einen einsamen Feldweg, der sie bis an ihr eigenes Haus führte, und gelangte — vom Zufall begünstigt — unbeachtet auf den Hof.

So still, so friedlich war's! Niemand zeigte sich. Nichts rührte sich. Nur aus dem Schornstein wälzte sich eben, gradlinig emporsteigend, der Rauch und verteilte sich langsam in der regungslosen Luft. Leise trat die Frau — jetzt aber mit heftig klopfendem Herzen — an eines der Hinterfenster und schaute hinein. Und da sah sie, was sie sehen wollte, ihre Kinder, die eben zu Bett gebracht wurden, und ein solches Glücksgefühl stieg auf in ihrem Innern, daß sie an sich halten mußte, um nicht hineinzustürzen und sie an ihre Brust zu drücken.

Dann aber entwich sie, beschritt denselben Weg hinter hohen Dorngebüsch und erreichte nach zehn Minuten den Weidenhof.

Im Weidenhof saß im Halbdunkel in ihrem großen Stuhl, neben dem Fenster, die alte Frau und wartete, daß ihre beiden in der Küche beschäftigten Töchter zum Essen ansagten. Peter war noch im Garten und plauderte über den Zaun weg mit dem Nachbar.

Nun eben hörte sie an der Thür klopfen und erhob, aus ihrem stillen Sinnes aufgestört, arglos das Haupt.

Es erschien jemand in der Öffnung, eine Frau, nur an der Gestalt, nicht von Angesicht erkennbar.

„Ja, bitte? Wer ist da? Sind Sie die Frau Thomen? Na, Sie bringen wohl den Kuchen für meine Schwiegertochter,“ setzte die alte Frau, mit ihren Augen das Dunkel durchforschend, an.

Doch erfolgte keine Antwort. Aber die, welche eingetreten, war plötzlich an ihrer Seite, und ebenso plötzlich sank sie neben ihr nieder, drückte den Kopf an ihren Schoß und küßte, tiefaufstöhnend, ihre Hände. Aber auch Thränen fielen darauf, und zu der alten Frau, durch deren Brust ein Hauch von Seligkeit ging, drangen die Worte: „Da bin ich, deine Tochter, die viel an dir gesündigt hat. Nimm mich wieder an,“ du und dein Sohn —

„Mein Kind, mein liebes, gutes Kind!“ flüsterte die Frau und beugte sich herab, als ob ihr alles geworden, was es an Glück geben konnte hier auf Erden. Sie herzte und streichelte Meta zärtlich. Aber als sie dann eben mit Fragen zu der sich wieder Emporrichtenden anheben wollte, trat Peter, hinter ihm die Schwestern, mit Licht in der Hand, in die Wohnstube, und was dann aus der Brust der Wiedervereinigten drang, vermag eine Feder schwer zu beschreiben.

Nun war doch von selbst gekommen die, welche schon während weniger Tage den Schmerz erprobt hatte: von seinen Kindern getrennt zu werden, sie nicht zu sehen, von ihrer Liebe nicht beirrt zu werden. —

Körperkraft.

„Der Herr hat nicht Lust an der Stärke des Rosses, noch Gefallen an jemand's Beinen,“ steht irgendwo geschrieben und ist im Zusammenhang und recht verstanden ohne Zweifel richtig. Allein er giebt uns, wie alle andern guten Gaben, doch auch die Körperkraft, und mag sie auf dem Wege zu den Wissenschaften und zum Himmelreich wenig fördern: auf Erden und im täglichen Leben ist sie ein höchst schätzbare Besitz. Bilde sie aus, deutscher Knabe! vergeude sie nicht, feuriger Jüngling! ihr selbst, und wenn ihr nur das Herz auf

dem rechten Flecke habt, auch andere minder Starke werden sich ihrer oft erfreuen. Ein rechter Mann soll stark sein; mit der Tapferkeit allein ist es nicht immer gethan. Was nützt die edelste Wallung, der kühnste Entschluß, wenn den Gliedern die Kraft zur Bethätigung, zur Ausführung fehlt? Kommt aber Leibesstärke und Seelengüte zusammen, so giebt es einen guten, oft einen vortrefflichen Klang. Manchmal auch einen ergöglichen. Davon will der Hinkende einige Stücklein erzählen. Man kann bessere erfinden, aber diese sollen wirklich geschehen sein; es mögen auch bessere geschehen, doch solche sind ihm zur Zeit nicht bekannt.

Das erste hat ihm vor Jahren ein guter Freund mitgeteilt, als wir noch miteinander in die Lateinschule gingen. Ein Kaufmannssohn aus dem Bergischen, ein frischer und gesunder Junge, war von seinem Vater nach England geschickt worden, um sich in der Sprache



Der Kumpel war gründlich abgefäht und ringsum erschalle lautes Gelächter.

zu vervollkommen, die von so vielen Millionen in allen Erdteilen geredet wird, und nebenbei, wenn's die schlauen Briten zuließe, ihnen das ein' oder andere in der Eisen- und Stahlbereitung abzusehen. Eines Tags, bald nach seiner Ankunft, als er sich von seiner Wohnung ins Geschäft begeben wollte und weil sich's gerade so traf, hinter einem wohlgekleideten und hübschen jungen Mädchen herging — das trifft sich merkwürdigerweise bei jungen Leuten gar oft und ist noch lange nicht die schlechteste Aussicht —, da kam ihnen in der nicht breiten Straße ein Tagelöhner mit einem unsaubereren Schubkarren entgegen, auf dem ein altes Faß stand, „mit Inhalt!“, wie eine gute Nase bei richtigem Wind schon auf zwölf Schritt mißvergüügt wahrnahm, — es sollten mit der ecken Jauche wohl die kraftlosen Wurzeln alter Bäume etwas aufgemuntet werden; am rechten Ort ist das widrigste Zeug gut angebracht. Nun sind die Engländer zwar im allgemeinen höflich gegen die Ladies, aber es giebt heimtückische Rüpel unter ihnen so gut wie anderwärts, und zu diesen gehörte dieser Schmierfink; er wußte es so einzurichten, daß sein nasser Schubkarren das helle Kleid der Dame streifte.

Was wollte sie machen, als eine Thräne in den schönen Auglein zerdrückten? Um so grimmiger aber ward unser bergischer Freund. Er nahm all sein Englisch von der groben Sorte zusammen und wettete nach Kräften auf den Flegel los, hatte auch die Genußthnung, verstanden zu werden. Aber er kam damit an den Unrechten. Dem Kerl war eine Unterbrechung seiner Arbeit ganz erwünscht, und der kaum erwachsene schlante Fremde als Gegner erst recht; er setzten den Karren nieder, streifte den Tragriemen ab und beide Arme auf, warf sich in Boxerstellung und schrie: „Komm heran, verfluchter Zieraff! dir will ich's zeigen!“ Nun war der junge Deutsche zwar weder schwächlich noch feige, aber zu einem Zweikampf auf offener Straße mit diesem stämmigen Grubenfeger durchaus nicht geneigt, zudem verstand er von der edlen Kunst des Boxens noch gar nichts und sagte dies auch, — was half's? Um so böhnischer fuchtelte sein Gegner ihm mit der geballten Faust vor der Nase herum; schon hatten sich Neugierige gesammelt, schon schloß sich, in Erwartung eines ergüblichen und kostenfreien Schauspielers, ein Kreis um das seltsame Paar, ein ehrenvoller Rückzug war unmöglich, und sich demütigen, Abbitte thun diesem

Flegel, vor all den Menschen, vielleicht noch in Be- reiche der schönen Braunaugelein? nein, nie! Dann lieber drauf und dran mit deutschem Mut, es gehe, wie es wolle! In dem nun beginnenden ungleichen Kampfe begnügte er sich anfangs damit, die Stöße des Gegners aufzufangen, doch auch das gelang nicht immer. Von einem Faustschlage empfindlich auf die Wange getroffen, dachte er mit Schaudern, daß sein Gesicht bald wie ein rohes Beefsteak aussehen würde, und beschloß, dieser einseitigen Drescherei womöglich ein jähes Ende zu machen. Blistschnell faßte er den Kerl unter beiden Armen, schwang ihn, so schwer er war, hoch vom Boden und ließ ihn mitten in sein eigenes Faß niederplumpsen,



Er hob ihn auf, so hoch er reichen konnte, und schmetterte ihn dann nieder, daß ihm die Rippen im Leibe krachten.

seinem Schlosse den jungen Lord N. eine Zeitlang zum Besuch. „Gute Leute hier,“ bemerkte dieser einmal gelegentlich, „sind groß und starkknochig, ob aber auch kräftig, das bezweifle ich; gewandt keinesfalls. Mein Reitknecht John schlägt jeden von ihnen — wetten wir?“ — „Wir Niederachsen,“ entgegnete der Graf lächelnd, „sind allerdings ein schwerfälliges, kaltblütiges Geschlecht. Wenn solch ein Bauernbursch in Pelzmütze, weißem Rock und langer Weste mit zahlreichen Knöpfen zu Markte geht und im Gedränge unerwartet einen Freund entdeckt, obgleich derselbe ihm den Rücken zugehrt, so ruft er ihn nicht etwa mit Namen an, sondern holt ruhig aus mit seinem derben Stocke und zieht ihm einen

daß ein Teil des Inhalts herausgespritzte und überquoll. Der Rüpel war gründlich abgeföhlt, und ringsum erschallte lautes Gelächter und Beifallsklatschen; man verzieh dem Fremden diese Verletzung der Boxerregeln, denn am Ende wehrt sich jeder, zumal in einem ihm aufgezwungenen Kampfe, seiner Haut, so gut er kann. Ehrerbietig machte man dem jungen Sieger Platz und er schritt, zwar mit rotem Gesicht, aber stolz erhobenen Hauptes vor dannen, lernte jedoch weislich sobald wie möglich boren.

So hatte seine Jugendkraft ihn mit Klumpf aus dem bösen Handel gezogen. Was hätte dagegen ein noch so wohlmeinender Schwächling thun können, wenn das Mädchen vor seinen Augen beleidigt worden wäre? Sich ärgern und eine Faust im Sacke machen!

Das andere Stücklein ist dem ersten ähnlich und hat sich in Norddeutschland zugetragen, als Hannover noch zu England gehörte. Graf M., ein reicher deutscher Großgrundbesitzer, hatte auf

über, daß ein Französlin davon zu Boden stürzen würde. Der also Begrüßte wendet sich um, etwas unwirsch vielleicht, doch nicht besonders erstaunt, und verzicht alsbald sein ehrliches Gesicht zu einem breiten Grinsen: „Sieh da! Auch hier, Alter?“ und dann drücken sie sich die Hände und gehen vergnügt ins nächste Wirtshaus und trinken einen „Küttchen“ (ein Schnäpschen) oder ein Glas Bier. Es hält schwer, unsere Kerle in Zorn, in Aufregung zu bringen, — man muß ihnen dazu etwa scharf gegen die Schienbeine treten oder die Nase ein wenig aufschlitzen, — sind sie aber erst einmal so weit, dann mögen die Gegner zu ihren Knochen sehen! Und so nehm' ich Ihre Herausforderung unbedingt für meinen Hans an.“

„Wie viel gibt die Wette? Zehn Pfund?“ (Sterling nämlich.)

„Mir recht.“

„Abgemacht!“

Der Lord ließ John kommen, der vor Begierde brannte, seine Boxerkünste zu zeigen; der Graf seinen Hans, der schläfrig seine Zustimmung erklärte, und so traten denn die beiden auf dem Schloßhofe einander gegenüber. Der gewandte Englischmann verfechtete dem ehrlichen Hans alsbald einen tüchtigen Schlag auf den Oberarm: „Laat dat sien!“ knurrte Hans, doch schon empfang er einen neuen Stoß auf die Brust: „Ja segg di, laat dat Ketelen sien!“ (laß das Kitzeln sein) warnte er, aber vergebens, jetzt regnete es Hiebe; da wallte endlich auch sein Blut, er faßte mit seinen Bärenzähnen Johns beide Arme am Handgelenk, drückte sie ihm fest an den Leib, hob ihn auf, so hoch er reichen konnte, und schmettete ihn dann nieder, daß ihm die Rippen im Leibe krachten und er für fünf Minuten das Aufstehen vergaß. Damit war aber auch Hansens Zorn vollständig veriraucht; fast mitleidig sah er auf den Überwundenen nieder und sprach, sich gleichsam entschuldigend: „Gew' ic di nich geseft, du schöllst dat Ketelen laaten?“ Und als der Lord hochschüttelnd seine grünseidene Börse zog und der Graf von den gewonnenen zehn Goldfischen einen dem Sieger verehrte, da lud dieser alsbald seinen humpehenden Gegner „zu einer innerlichen Einreibung“ ein.

Das dritte Stücklein ist aus neuerer Zeit und in einem elsässischen Grenzstädtchen vorgefallen. Dort saß eines Abends im Frühherbst ein fröhlicher Wandersmann aus Altdeutschland hinter seinem Imbiß und einem Schoppen Rappoltsweiler, ein gewaltiger Krafthuber vor dem Herrn, doch wie oftmals die stärksten Riesen, harmlos und freundlich wie ein Kind. Von

Jugend auf allen körperlichen Übungen hold, konnte er schon als Knabe auf Stelzen und Schlittschuhen laufen, klettern und schwimmen, turnen und ringen, später lernte er fechten und schießen dazu, trieb es anno 70 auch im Ernst, obgleich er, wenn's anging, das Gewehr lieber umdrehte und mit dem Kolben dreinschlug, was nach seiner Ansicht „beter flutschte“. Auch wandern und Berge ersteigen konnte er und war eben auf einer vergnüglichen Streife durch die Reichslande und den herrlichen Wasgau begriffen. Er hatte kaufte blaue Augen, einen rötlichen Bart wie der alte Kaiser im Kyffhäuser, eine breite Brust, zwei Beine, mit den Säulen Jachin und Boas vergleichbar, und Arme wie Herkules in seinen besten Tagen. In einem anderen Tische saßen mehrere Eingeborene, noch nicht ganz versöhnt mit den neuen Verhältnissen, und unter ihnen

ein wirklicher Franzose von jenseit des Gebirgs, dessen Unterhaltung ihnen vielleicht mehr angenehm als nützlich war, denn er schürte und hetzte, und warf zuweilen einen haßerfüllten Seitenblick auf den einsamen Wanderer. Solange die Feuchte nur über hohle Abgaben und wunderliche Beamten klagten, hörte Krafthuber sehr gleichmütig zu; auch er zahlte die stets wachsenden Steuern nicht besonders gern und gestattete sich auch einmal ein bissiges Wörtlein über den eigenmächtigen Bürgermeister und den verunglückten Gemeinderat. Auch als sie auf den



„Nach anderthalb Minuten, dann — —“

großen Krieg zu sprechen kamen und, dem Franzosen beistimmend, alles auf die Übermacht und auf Verrat schoben, zuckte er nur mitleidig die Achseln; man muß den Überwundenen gremütig etwas zugut halten und ein Tröstlein gönnen. Aber jetzt verstieg man sich, die Ehre der deutschen Soldaten anzugreifen: „Ces voleurs de pendules!“ (Uhrendiebe) schrie der Franzose mit grimmig rollenden Augen und drehte gar gefährlich seinen langen schwarzen Schnurrbart, — da stand Krafthuber ruhig auf, zog seine Uhr, trat auf den Helden zu, hielt sie ihm dicht vor die krumme Nase und sprach: „Noch fünf Minuten, Monsieur, dann wünsche ich Sie nicht mehr hier zu sehen! Compris?“ Nämlich ein bißchen Französisch (das sich bekanntlich ganz wunderschön macht) konnte er von den Kriegsjahren her noch, aber nicht viel; übrigens machte er seine Meinung ganz deutlich, indem er auf die Thür hinwies, dann nahm er ruhig seinen Platz wieder ein. Einen Augenblick war's still, dann begann der Franzose, sich von seiner Verblüfftheit erholend, wieder von neuem, erst leise, dann lauter und bewundert schnell, er welschte etwas von den Deutschen im allgemeinen, von ihren Frauen, von „unserm Fritz“, ja von Kaiser Wilhelm selbst, was Krafthuber durchaus nicht alles verstand, aber sehr übel vermerkte, denn an-

genehm für ihn konnt' es nicht sein, warum grinsen sonst die Zuhörer dort so? — da hielt er sich nicht länger: bedächtigt streifte er beide Ärmel bis zu den Ellenbogen auf, daß wenigstens ein Teil seiner niedlichen Ärmchen zum Vorschein kam — fest und sehnig, wie aus Erz gegossen, und von welchem Umfang! — So trat er wieder vor den Hauptschreiber hin, sah nach seiner Uhr und rief so ruhig wie möglich, doch mit einer Stimme, die wie ein verhaltener Donner klang: „Noch anderthalb Minuten, dann —!“

Und im heiligen Eifer spuckte er in seine rechte Hand. Zum drittenmal brauchte er nicht zu mahnen. Der Franzose ließ den Schnurrbart hängen und verschwand alsbald, wie ein begossener Hund mit eingezogenem Schwanz wegeilt; die andern warfen noch einige schöne Blicke auf den Fremdling, tranken schweigend ihre Reige aus und räumten dann auch das Feld.

— Wohl dem, der solche Kräfte besitzt! und doppelt wohl ihm, wenn er sie nie mißbraucht!



In den Tod gejagt.

Von M. Schöpp (Berlin).

Die Leute nannten ihn Wolf. Es war wohl ein Spitzname, mit dem ihn einer seiner Gefährten einmal belegt, aber er blieb während seiner Lebenszeit an ihm haften. Der gar zu schwer zu behalten.

Amadeus Theophil Gabriel. Wie kam man ein Findelkind Amadeus Theophil Gabriel nennen? Nein, ein Junge solchen Namens existierte für die Leute nicht. Sprach man aber vom Wolf — und wie oft geschah das — meinte man damit einen neun-jährigen, mageren, erschrecklich blassen Knaben in ausgewaschener, fadenfcheiniger Kleidung, mit halblangem, glattanliegendem Haar, tiefliegenden Augen und fest eingeknissem, schmalen Munde, der bei dem Schuhmacher Brandt in Kost und Pflege war. Was die Kost betraf, bestand sie darin, ihn vor dem Verhungern zu bewahren, und die Pflege offenbarte sich deutlich in einem Paar oft ge- flickter, enger Stiefel, das ihm mit großer Feierlichkeit und vielen Ermahnungen beim ersten Frost überreicht und mit strengen Vorwürfen und



„Wart, ich werde dir schon Raïson beibringen!“

entrüstetem Stammen

über schlechte Instandhaltung beim ersten Frühlingslüftchen wieder abgenommen wurde.

„So belohnst du Wohlthaten, undankbarer Schlingel!“ schrie dabei die Meisterin, und der Meister sah ihn drohend unter der Hornbrille hervor an. Damu zitterte der Knabe vor den Hornesausbrüchen der Pflegeeltern und in Todesangst stand er mit noch bleicheren Wangen, zusammengeballten Händen und klappernden Zähnen.

„Nun sieh einer diese Verstocktheit von dem Jungen! Wart, ich werde dir schon Raïson beibringen!“ und die wütende Frau erprobte an dem schwächlichen widerstandslosen Kinde ihre „Erziehungsmethode“, bis sie erschöpft auf einem Schemel niedersank, und ihre „Pflegling“ winselnd vor Schmerzen in einer Ecke kauerte. Und nachher erzählte sie den Nachbarinnen, was für Ärger und Aufregung der Junge verursache, und was sie für die paar Groschen Kostgeld alles leisten müsse, und welch widerspenntiger, böswilliger, hinterlistiger Bursche es sei. Und die Frauen pflichteten ihr rückhaltlos bei: „Ja, die Art ist nur mal nicht anders,“ „das einzige Mittel ist Strenge,“ „ich kannte einen, der ist im Zuchthaus gestorben,“ „Wohlthaten sind da nicht angebracht,“ und kamen darin überein, daß die Brandten mit ihren Züchtigungen ein christliches Werk thue, für das der Delinquent ihr später einmal selbst danken werde, in dem sie fortfahren müsse, wenn es ihr auch schwer falle.

Das wurde auch dem Wolf täglich gesagt. Welch eine Wohlthat es sei, daß er, ein von der Straße auf-gelesenes Geschöpf, unter ehelichen Christenmenschen lebte, eine Lust mit ihnen atmete, an ihrem Tische aß. Daß er von einer Frau, wie die Brandten es war,

erzogen wurde wie ein eigenes Kind, ja, noch viel besser: denn ihm wurde kein Fehler übersehen, und stündlich hörte er von den Pflichten, deren Erfüllung die Aufgabe seines jämmerlichen Daseins war, und wurde gelehrt, jeden Hieb und jeden Stoß und jeden Knuff als eine Saat zu betrachten, die später reiche Früchte trug.

Ein kalter, nebliger Tag war es; dunkel und schwer hingen die Wolken am Himmel, feucht und kalt stieg es von der Erde auf. Die Menschen fröstelten, wenn auch die Luft gelinder und wärmer war als in den jüngst vergangenen Tagen, wenn auch die Eisdecke auf den Flüssen geschmolzen und der weißen Hülle beraubt, der lockere, branne Erdboden überall sichtbar war. Die

engen Höfe der Häuser erfüllte teilweise modrige, dumpfe Kellerluft, die den Wohnungen der Arme:

entfrönte, und sich mit dem Nebel vereinigend, auf und nieder wogte. Der Schuhmacher Brandt blickte ab und zu nach dem Fenster, durch welches das trübe Licht schräg hereinfiel, und wenn er immer wieder das traurige Bild draußen wahrnahm, faltete sich die Stirn und die Brauen rückten immer dichter zusammen; finsterner beugte er sich über den zu stidenden Stiefel und rascher pichten die arbeitsiharten Hände das Garn. Neben ihm saß, ebenfalls auf einem niedrigen Schemel, seine Frau, emsig beschäftigt, an einen Kinderstiefel Knöpfe zu nähen. Auch sie sah mürrisch vor sich hin, und manchmal tönte ein halbblantes Schimpfwort über ihre Lippen.

„Flickarbeit und nichts wie Flickarbeit,“ sagte sie endlich und warf den Stiefel ärgerlich zu Boden, „und wenn wirklich 'mal was zu thun wäre, laufen die Leute wo andershin. Der Junge kommt auch nicht wieder. Und er weiß doch, daß ich auf ihn warte. Wo er mich ärgern kann, da thut er's, weil er weiß, daß ich alles nachgesehen wird. Das hat man aber von seiner Gutnützigkeit, solch Landstreicherbrut bei sich aufzunehmen und groß zu füttern. Ich hab's jetzt am längsten gelitten, — mag er dahin zurückgehen, woher er gekommen ist.“
 „Aber Riek, die drei Thaler Kostgeld —“

„Ist auch noch der Mühe wert, darüber zu sprechen! Niemals kann er das vergelten, was er hier Gutes empfangen, — oder meinst du vielleicht? — Was macht ihr denn da, ihr nichtsnutzigen Göhren? Wollt ihr 'mal auseinander? Willst du 'mal Vene lassen —“ sie fuhr auf die drei sich balgenden Kinder los und zerzte sie unfsant in die Höhe, „nicht einen Augenblick kann man Ruhe haben! Da hast du was, und da, und da —“ klatsch, klatsch, — brüllend liefen die beiden Jungen davon, während das dreijährige Mädchen sich kräftig gegen die derbe Umarmung seiner Mutter sträubte, die ihr jedenfalls mehr eine Strafe als eine Liebtosung schien.

„Sei ruhig, Vene — sollst auch mit dem Wolf spazieren gehen! Wo er nur steckt, der Schlingel! Alles muß man allein thun, überall muß man sein — und anstatt an seinem Mann 'ne Hilfe zu haben, muß man sich auch noch über den ärgern. Na, er soll mir aber nach Hause kommen —“
 Armer Wolf!

Er war mit der Ablieferung eines Paares renovierter Stiefel betraut und hatte den strengen Befehl erhalten, nicht ohne Geld wieder zu kommen. Mit Herzklöpfen händigte er es dem Kunden aus. Der hatte es prüfend betrachtet und dann ruhig gesagt: „'s ist gut; das

Geld schicke ich hin.“ Der Wolf aber schüttelte den Kopf und sah angstvoll auf. „Du — geh doch!“ Der Wolf rührte sich nicht. „Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Marsch! Vorwärts!“ — „Ich — ich soll“ — „Was sollst du?“ — „Ich soll die Stiefel nicht hier lassen, wenn ich kein Geld kriege.“ — Fassungslos, fast entsetzt blickte der robuste Mann auf das zerlumpte Kind herab, das es wagte, ihm so etwas zu sagen. Und auf einmal fühlte Wolf einen Schlag, daß es ihm vor den Augen schwarz wurde, und eine starke Faust ergriff ihn am Kragen und beförderte ihn vor die Thür. „So, das merke dir, mein Bürschen!“ Krachend flog die Thür zu. Wolf lag fast bestunungslos auf der Treppe. „Geld oder Stiefel!“ hatte der Pflegevater gesagt. „Geld oder Stiefel!“ die Pflegemutter. Er wußte, was

seiner wartete, wenn er so zurückkam. Er wußte, daß man ihn unbarbarisch strafe, wenn er nicht gehorchte. Er sagte sich nicht, daß er schuldlos sei, er sann auf keine Ausflucht, — ihn erfüllte nur die bange Furcht vor der Strafe und die legte sich dumpf und schwer auf sein armes, gequältes Herz und lähmte seine Willenskraft und jagte eisige Schauer über seinen Körper, daß er wie im Fieber erzitterte. Mühsam raffte er sich auf und schwante die steile Treppe hinab. Die tiefliegenden Augen blickten voll stumpfer Verzweiflung ins Leere und auf den mageren Wangen brannten dunkle Flecke. Unglück und Elend machen vor der Zeit alt, sie reifen den Verstand, sie drängen ein sensibles Gemüt zum Grübeln. Und Wolf grübelte; in seinem jungen Herzen stieg eine Ahnung auf von der Ungerechtigkeit, die ihm widerfahren, ihm unbewußt rief eine Stimme in ihm: „warum das mir! was habe ich



„Ich soll die Stiefel nicht hier lassen, wenn ich kein Geld kriege.“

Er setzte sich auf die Steintreppe eines Hauses und sah einer Hündin zu, die sich gutmütig die Neckereien ihrer beiden Jungen gefallen ließ, sie ab und zu liebtosend leckte und sich augenscheinlich ihres ausgelassenen Spieles freute. Als die Tiere einmal in seine Nähe kamen, wollte er sie streicheln. Aber die Alte sah ihn knurrend an und erschrocken zog er die Hand zurück.

Eltern, eine Mutter haben! Eine Mutter, die uns liebt, eine Mutter, die wir lieben! Wolf dachte nach — mit klopfendem Herzen. Wer liebte ihn wohl? Niemand; und wen liebte er? Niemand — niemand! Ja, täglich wurde ihm gesagt, wie dankbar er den Pflegeeltern sein müsse, und wie er es vergelten müsse, und daß er all die Liebe gar nicht verdiene. Liebe! Hatte die Pflegemutter ihn je gefragt, was ihm fehle, wenn er traurig war? Hatte sie ihm zu essen gegeben,

wenn ihn hungerte? Deckte sie ihn zu, wenn er froh? Ach, sie war ja nur seine Pflegemutter. Warum aber schlug sie ihn immer? Und schalt ihn? Und hatte nie ein freundliches Wort? Weil er aus dem Findelhaus war. Und warum war er aus dem Findelhaus? Weil er keine Eltern hatte. Und warum hatte er keine Eltern? Das war die Ungerechtigkeit, die schreiende Ungerechtigkeit, für die sein kindliches Gemüt keine Erklärung fand. Alle Kinder hatten Eltern, nur er nicht; alle, alle wurden geliebt — nur er nicht. Und warum das? Warum?

Sein Kopf sank auf die Brust, — große Thränen perlten über die eingefallenen Wangen, Thränen, über die er sich keine Rechenschaft geben konnte, und die doch so weh thaten — so weh. Es ist etwas Furchtbares um Thränen, die einem großen, unbekanntem Schmerz entspringen; sie erschüttern, wenn in ihnen die schweigende Klage eines verzweifelten Herzens geschrieben steht: Niemand liebt mich! Nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Schwester, — niemand! niemand!

Esig kalt durchschauerte es ihn — es kam wohl von den nassen Steinen, auf denen er saß. Er sprang auf. Schwer fiel ihm sein Verhängnis aufs Gewissen. Wie lange er wohl fort war? Und was sie wohl thun würden, wenn er das Geld nicht brachte? Es fiel ihm ein, wie die Frau in ihrer Wut einmal gedroht: „Ich schlage dich noch tot!“ Und zum erstenmale in seinem Leben empfand er vor dem, was ihn erwartete, keine Furcht; aber statt dessen erwachte ein finsterner Trost in dem jungen Herzen und die schmalen, blutlosen Lippen murmelten: „Ich wünschte, sie thäte es, ich wünschte, ich wäre tot.“

Sie schlug ihn nicht tot. Drei Thaler Kostgeld sind nicht zu verachten, und am Ende züchtigte sie ihn ja nicht, um an ihm ihre Wut zu kühlen — nein, lediglich in seinem Interesse, lediglich um ihm den Begriff des Gehorsams und der Erfüllung der Pflichten in ihrer Weise verständlich zu machen. Aber als er nach einer halben Stunde die dumpfe Kellerwohnung wieder verließ, um mit Lene im Freien zu spielen, zogen sich über das Antlitz zwei rote, breite Striemen, und seine Glieder schmerzten, und die Fäuste waren zusammengebalt, fest, so fest. Und die Kinder, die vorhin gelauscht, als man mit ihm so streng ins Gericht ging, sahen ihn schadenfroh an und liefen ein Stück hinter ihm her und riefen: „Etsch, etsch, der Wolf hat Schläge gekriegt!“

Ob er es hörte? Wie im Traume schritt er vorwärts, das in warme Kleidung gehüllte Mädchen, mit dem er spazieren gehen sollte, an der Hand. „Hier bleiben, Wolf,“ bot sie, und forderte es endlich ungestüm. Da traf sie ein wilder, haßerfüllter Blick — und nun folgte sie ihm schon, jetzt wagte sie es nicht mehr, zu widerstreben.

All die Verzweiflung und die Erbitterung, all das Hadern mit dem Geschick und das Mitleid mit sich selbst in den Jahren seines Daseins wühlte in dem Knaben, und was bis jetzt geschlummert, und was bis jetzt darniedergehalten wurde durch die Lehren und Ermahnungen von der ersten Stunde seines erbärmlichen Lebens an, das erwachte und ließ sich nicht länger dämmen. Täglich, stündlich war ein Gefühl in ihm genährt, dessen Reizen nur die Furcht verhinderte. — Das Gute, das in der jungen Menschenbrust gelebt, die zarten Regungen eines liebe-sehnenden Herzens waren erstickt, waren von rauher Hand vernichtet, und nur eines blühte und raubte in nimmerfatter Begierde der göttlichen Ausfaat Säfte und Leben — der Haß. Der Haß gegen seine Peiniger; und es war eine furchtbare Wahrheit: dieses Kind sah seinen Peiniger in jedem Mitmenschen; sah sein Leben als eine Strafe an, die es unschuldig getroffen.

„Ich wünschte, ich wäre tot,“ schrieb es in ihm, „ich will nicht mehr leben, sie schlagen mich doch nur und geben mir nichts zu essen!“ Er zerrte das Kind immer schneller mit sich fort, und als es weinte, hob er die Hand auf und schlug es. Es war das erste Mal, daß er ein Kind geschlagen, und als es geschehen, war er erstarrt über das, was er gethan. Und auch das Mädchen selbst, das trotz seiner Jugend instinktiv einen Sklaven in dem unglücklichen Knaben sah. „Ich sag es der Mutter,“ kreischte es und wandte seine ganze Kraft an, sich von seiner Hand zu befreien. Und als es nicht gelang, gebrauchte es seine spitzen, festen Zähne — und nun ließ er es los. Er sah ihm nach, wie es zurücklief, und hörte zitternd seinen drohend frohlockenden Ruf: „Lene sagt es doch, Lene sagt es der Mutter!“

Was thun? Umkehren? Wolf erschauerte, als er sich ansah, was ihn erwartete. Lene zurückhalten? Sie würde es doch sagen. Nein, nein, es ging nicht, er konnte nicht zurück. Also fort, vorwärts, so schnell seine Füße ihn tragen konnten. Und er lief, als werde er



Er legte sich auf die Steintreppe eines Hauses.



Er zerrte das Kind immer schneller mit sich fort.

Er zerrte das Kind immer schneller mit sich fort.

theilte den
 lte. Der
 was bis
 ich nicht
 nicht über
 las, sein
 die Kind
 und mit
 war den
 jährl
 „So
 floß die
 Zeppe
 gelagte,
 te, was
 cum er
 wachte,
 rüber
 nicht
 te sich
 los, bei
 e Anst
 te nur
 vor der
 te sich
 uf sein
 ergund
 istkraft
 chauer
 , daß
 er er
 wachte
 wachte
 hinab.
 lungen
 Ver
 und
 angen
 Hede.
 wahren
 verien
 drän
 demit
 Wolf
 ungen
 unung
 schlo
 hren,
 eine
 ramm
 e ich
 und
 zeien
 Lieb
 renen
 Wähe
 ihm
 ist.
 und
 mach
 oft?
 and?
 den
 wite.
 nabel
 abte.
 den.

von Furien verfolgt, ohre sich umzusehen. Wohin? Er wußte es nicht. „Dummer Junge,“ schrie ihn ein Mann an, gegen den er in seinem tollen Lauf stieß. Er sah ihm böse nach, ihn nur noch zu größerer Eile antreibend. —

Nun hatte er die Stadt hinter sich; vor ihm breitete sich das freie Feld aus und weiter hin wälzten sich die schmutzig grauen Bogen des Flusses, auf ihren Rücken geborstene Eisblöcke mit sich tragend. Zu dem Fluß lief er. Aus den dunklen Augen sprach wahnsinnige Angst, in dem verzweifelten Herzen schrie es laut und lauter — „nicht mehr zurück — nicht mehr zurück.“ Eißig umwehte ihn die feuchtkalte Luft, seine Beine zitterten, — der ganze Körper erbehte im Fieberfroß. — Er stand an dem sich steil hinabsenkenden Ufer, er blickte hinunter in die wütenden Wasserwirbel, auf die weißschäumenden Wellenhütchen, — was wollte er denn? Warum war er denn hier? — Wie eißig es aus der Tiefe zu ihm aufstieg, wie die tanzenden Wellen ihn lockten. „Komm mit! komm mit!“ hörte er denn recht? Und er wollte dort hinein in die gärende Flut? Er wollte sich töten? Töten? — „Wie lautest das fünfte Gebot?“ hörte er den Lehrer fragen, so deutlich, als stände er hinter ihm. Und laut und vernehmlich antwortete er wie in der Religionsstunde: „Das fünfte Gebot lautet: Du sollst nicht töten.“

Diüsterer loderte es in den Augen auf, die Flecke auf den Wangen waren dunkelrot, die Lippen bewegten sich, ohne ein Wort zu sprechen. Das war ja kein Töten, — er that ja niemandem damit weh, er schadete ja niemandem! Er selbst war es ja, der nicht länger leben wollte, der nicht länger hungern, frieren und leiden wollte, — das ist doch kein Töten? Und dann kam wieder das Mitleid mit sich selbst. Er fühlte die unbarmherzige Hand der Pflegemutter, die Knüffe und Stöße, ihre harten Worte und bösen Blicke, er fühlte die Spottreden seiner Kameraden, er fühlte sein Elend, seine jammervolle Existenz. Und die Wellen tanzten und riefen ihm zu: „Komm mit, komm mit, hier kannst du ruhen — ruhen —“

Sein irrer Blick flog zu der Stadt zurück. Wenn sie es nun hörten, daß er ins Wasser gesprungen? Ob jemand auch so um ihn weinen würde, wie neulich die Frau, deren Kind überfahren wurde? Das war ja eine Mutter! Die hatte ihr Kind ja lieb! Um ihn würde niemand weinen. Niemand — niemand!



Und wieder rannen Thränen, schwere brennende Thränen über die feberheißen Wangen und der zarte

Körper erbehte in herzbrechendem Schluchzen. — Was war das? Kam sie dort nicht auf ihn zu? Nichte ihm jene nicht so spöttisch zu und rief immerfort: „Zieh sag' es doch! ich sag' es doch!“ Und hinter ihnen die Nachbarinnen und die Schulkameraden und die kurrrende Hündin — und alle drohten und lachten und schrieten ihn nach. —

Ein Schrei des Entsetzens, ein angstvolles Stöhnen entrang sich seiner Brust; ein verzweifeltes, lechtes Anspannen aller Kräfte — und die Wasser schlossen sich über dem zuckenden Körper und rissen ihn spielend mit sich fort — weiter und weiter ins Meer der Unendlichkeit und die junge, gemarterte Seele erhob sich, befreit von quälenden Fesseln, geläutert auf zum Lande der Seligen.



Einem Bönig
Nvr im Jahr
Für das Waisenhaus
in Lahr.

Anmerkung des Verfassers: Der gütige Leser glaube nicht, daß ihm mit der Erzählung vom armen Wolf ein Märchen aufgetischt ward. Er ist nur einer von den Tausenden, die hungern, frierend, elternlos, heimatlos der Willkür habgieriger, gewissenloser „Pfleger“ preisgegeben sind. Sahst du, glückliche Mutter, da du mit deinem gesunden, kräftigen Buben lustwandeltest, nicht den zerlumpten Knaben am Springbrunnen lauern, wie er mit hungerrigem Blick euch nachsah? Bemerket ihr, Lieblinge eurer Eltern, auf dem Spielplatz nicht das blasse traurige Gesichtchen des schüchternen Knaben, der so gern euch gedient um ein gütiges Wort, einen freundlichen Gruß. Und du, stolzer

Vater, der du deinen jauchzenden Jungen mit starken Armen hoch aufhobst und voller Freude und Liebe in seine strahlenden Augen schautest, erinnerst du dich der keifenden Waschfrau Pflegerin, der, eng an das Gartengitter gedrückt, starren Blickes euer Glück verfolgte. Denket doch, sie hungerten um Liebe! Wissen nichts von elterlicher Fürsorge, eine Liebfosung ist ihnen fremd und dünkt ihnen ein unerreichbares Gut. Und doch sind es eure Söhne, eure Brüder. Und doch sind es Kinder unsres deutschen Vaterlandes!

Deutsche Männer mit deutschen Herzen haben des Elends armer Waisen gedacht, und euer guter Freund, der Hinkende Bote, erzählte euch von dem Liebeswerk, das den Armuten unter uns gewidmet ist. Die Heimatlosen sollen nicht länger heimatlos sein, die Elternlosen sollen nicht länger der Liebe entbehren. Ein herrliches Zeugnis deutscher Einigkeit steht es da, das deutsche Reichswaisenhaus in Lahr, gegründet durch die edelste Tugend: Menschenliebe. Und Menschenliebe wird dort gelehrt und Menschenliebe mit Flammschrift in der Böglinge Herzen eingeschrieben. Sie sind nicht mehr verwaist; so weit die deutsche Zunge klingt, wohnen ihre Väter und Mütter, ihre Brüder und Schwestern.

Doch noch ist das große Werk nicht vollendet, noch bedarf es regster Unterstützung, um die Kuppel auf

den stolzen Bau zu setzen. Jeder Stein, der dazu gebracht wird, und sei er noch so klein, fördert der Liebe Tempel. Aus der unscheinbaren Eichel ward der deutsche Baum; und ein rieselndes Bächlein ist des gewaltigen, deutschen Stromes Quelle. Das Werk, dem ihr euer Scherflein spendet, wird herrliche Früchte tragen. Männer werden daraus hervorgehen, deren höchstes Gut das Vaterland, deren höchstes Glück der deutschen Brüder Wohlergehen ist. Der deutsche Geist, der sie befeelt, wird Tausende entflammen, wird eine Stütze des Thrones, ein Hort der Unterdrückten sein.

Ihr lieben Landsleute am Rhein, ihr Brüder und Schwestern im deutschen Vaterland, öffnet eure Herzen dieser Bitte: „Lasset uns Väter und Mütter sein unserer Söhne in Fahr!“

Die Reichswaisenhaus-Rechnung

wird seit Eröffnung des Hauses alljährlich in der für weltliche Ortsstiftungen gesetzlich vorgeschriebenen Form gestellt, amtlich geprüft und Großh. Ministerium des Innern ein Auszug daraus vorgelegt. Aus der Rechnung für das Jahr 1893 teilen wir hier folgendes mit:

Einnahmen.

Kassenvorrat am 1. Januar 1893.	M	106.46
Zinsen aus Wertpapieren und Kapitalien	"	15 631.96
Verpflegungsbeiträge	"	2 489.93
Wein „Sinkenden Voten“ zc. eingegangen	"	1 627.51
Von der Generalsechschule eingezahlt.	"	9 750.—
Sonstige Einnahmen	"	247.32
Vermächtnis der verst. Frau Ferd. Sieber	"	100.—
Wwe. in Mesfisch	"	100.—
An Kapitalien behufs anderweiter Anlage zurückgehoben	"	13 727.—
Summa aller Einnahmen	M	43 680.18

Ausgaben.

A. Lasten und Verwaltungskosten.

Steuern und Umlagen, Versicherung gegen Feuerfchaden, Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Grundstücke und Gerätschaften, Bort- und Frachten, Verrechnung, Bewirtschaftung der Aktivkapitalien, Sporteln zc.	M	1 998.19
--	---	----------

B. Für eigentliche Anstaltszwecke.

Für Anschaffung von Schulbedürfnissen.	M	230.14
Für das Aufsichts-, Wirtschafts- und Dienstpersonal und Arbeitslöhne	"	3 444.05
Für Anstaltsgebäude, für Wasserversorgung und Hauseinrichtungsgegenstände.	"	6 648.55
Für Bekleidung	"	2 165.27
Für Heizung und Beleuchtung	"	1 339.01
Für Lebensmittel	"	6 356.33
Aufwand für Haustiere	"	2 421.42
Krankheitskosten	"	59.23
Sonstiger Anstaltsaufwand	"	577.66

C. Grundstock-Ausgaben.

Einlagen bei der Sparkasse	M	283.10
Einlagen bei der Lahrer Gewerbebank	"	1 000.—
Hypothekarische Anlagen	"	15 000.—
Rückständige Zinsen	"	315.—
Summa aller Ausgaben	M	41 837.95
Kassenvorrat am 31. Dezember 1893	"	1 842.23
Summa	M	43 680.18

An zinstragenden Kapitalien sind angelegt:
 a) in Wertpapieren bei d. Reichshauptbank M 216 113.23
 b) bei der Sparkasse Fahr " 8 623.18
 c) Hypothekarische Anlagen " 161 000.—
 d) bei der Lahrer Kreditbank (Karl Vaber) " 2 000.—
 e) bei dem Bankhause Grohe-Henrich in Neustadt a. S. als Albert Birkin-Fonds " 22 489.68
Summa M 410 226.09

Das Haus hatte in Pflege und Erziehung am 1. Januar 1893: 54 Böglinge; es gingen zu im Laufe des Jahres 16; es gingen ab im Laufe des Jahres 15, so daß sich am Jahresluß noch 55 Waisenknaben im Hause befanden. Davon kommen auf Baden 17, Elsaß-Lothringen 3, Altbayern 6, Königreich Preußen 22, Sachsen-Altenburg 2, Großh. Hessen, bayer. Pfalz, Königreich Sachsen, Hamburg und Schweiz je 1.

Auf Ostern 1893 haben wieder 14 Knaben nach Vollendung ihres schulpflichtigen Alters das Haus verlassen, um Lehrstellen anzutreten, die ihnen, entsprechend ihren Neigungen und Fähigkeiten, von der Verwaltung des Hauses unter freundlicher Mithilfe von Rechtsgenossen verschafft worden sind.

Lahr, 1. März 1894.

Albert Guth, Rechner und Schriftführer.

Bitte, bitte,

Feine zwecklosen Sendungen für das Reichswaisenhaus!

Es kommt häufig vor, daß wir mit zwar gut gemeinten, aber gänzlich zwecklosen Sendungen von Gegenständen bedacht werden, für die sich beim besten Willen keine Verwendung finden läßt, für die also das verausgabte Porto gleichsam zum Fenster hinausgeworfen ist.

Die einzigen Sammelgegenstände, welche wir von Lahr aus für den guten Zweck verwenden können, sind Cigarrenspitzen — hier lohnt das Porto jedoch nur bei wenigstens 5 Pfund — und ausländische und sonst seltene Briefmarken.

Der Generalsechschul-Verband Mannheim hat dagegen auch Gelegenheit zur Verwendung von Stanniol, Flaschenkapseln und Flaschenkorken, und wollen diese Sammelgegenstände nicht nach Lahr, sondern nach Mannheim unter der Adresse „Generalsechschul-Verband Mannheim K 9. 16 IV.“ gefl. gesendet werden. Selbstverständlich nimmt dieser Verband auch Cigarrenspitzen und Briefmarken dankbar an.

Dagegen bitten wir

Feine Patronenhülsen,
 Feine abgeschrieben Stahlfedern,
 Feine getragenen Handschuhe

zu senden, weil diese Gegenstände für uns absolut wertlos sind.

Lahr, im Mai 1894.

Die Generalsechschule.



Die höchsten Türme Europas.

Von Robert Münchgesang.

Wer das nette Bildchen von den höchsten Türmen der Welt hier besteht, der wird sich wohl fragen: Was will denn der Hinkende schon wieder mit den Kirchtürmen? Ist denn nicht im vorigen 94er Kalender in dem Aufsätzlein über die „Höhenfahrten“ schon genug über das gesagt worden, was der Menschengesinn in dem Streben nach oben erreichen wollte und erreicht hat?

Darauf antwortet der Kalendermann: Eigentlich nicht, denn gerade über die Turmhöhen ist da nur einiges gesagt worden und nur so nebenbei. Ein guter Soldat verachtet seine Patronen nicht gleich im ersten Treffen, sondern er behält sich ein paar Kernschüsse für den

Generalsturm vor. Und gerade über unsere Turmbauten ließen sich so viele Kalender vollschreiben, daß man einen Turm wie auf unserm Bilde von oben bis unten damit ausfüllen könnte.

Unsere Kirchtürme sind die schönsten Zeichen für das ewige Streben der Menschen nach den höchsten Dingen.

Sie lehren uns, daß es noch andere Wünsche und Bedürfnisse des

Menschen giebt als den wüsten Kampf ums Dasein und die Bedürfnisse des Marktes. Sie sind im rechten Sinne eine permanente Landes- und Kunstausstellung und ihr bloßer Anblick von draußen stimmt manchen erbaulich als ihr Inneres.

Und nun besteht die elf höchsten Türme noch einmal mit Andacht.

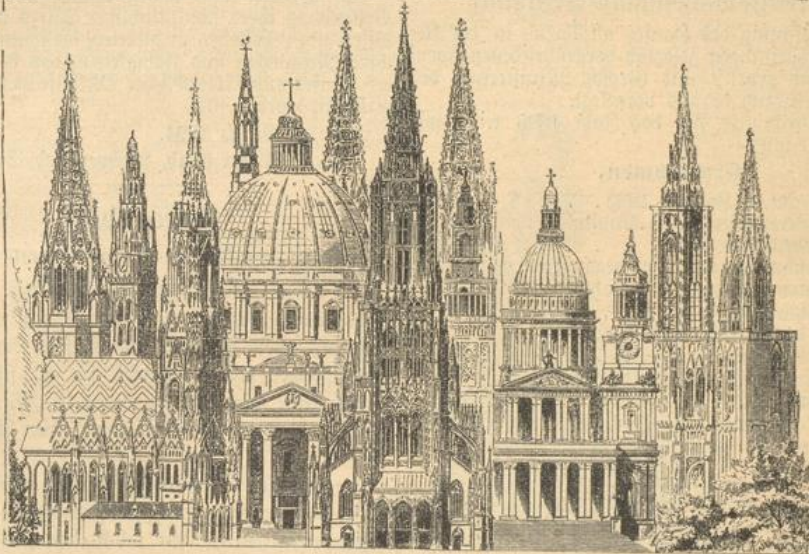
Ganz links in der Ecke hat unser Zeichner den babylonischen Turm angedeutet. Man sieht, er ist wegen der Sprachverwirrung nicht fertig geworden. Die Höhe ist auch nicht angegeben. Man muß eben nicht alles gleich ausplauschen. Das ist wieder eine Patrone für ein künftiges Gefecht.

Nun aber das Haupt- und Brachtstück. Das ist das Münster in unserm lieben Ulm. Haben wir nicht alle gerne mitgeholfen, den gewaltigen Bau zu vollenden, und sind wir nicht alle stolz auf den Westturm,

der mit seinen 161 m der höchste Kirchturm in der Welt ist? Es ist lange an dem Niefenwerke gearbeitet worden, von 1377 bis 1890, das sind 513 Jahre, und wenn jeden Tag gleichmäßig daran gearbeitet worden wäre, so hätte der Hauptturm täglich um etwa 8 Millimeter wachsen müssen. Aber der Bau ist volle 300 Jahre unterbrochen worden, nachdem die Enfinger, Böblingen und Engelberge und wie die alten Baumeister alle heißen, die Kirche fertig gestellt hatten. Im Jahre 1844 nahm Meister Ferdinand Thran mit anfangs nur zwei Steinmeken die lange unterbrochene Arbeit wieder auf. Ein Meister und zwei Steinmeken! Die Spaten auf dem Kirchdache sahen dem komischen Alten freilich höhnisch zu und zwitscherten ihm unablässig in die Ohren: „Weischie, fertig wirschie doch nit!“ Der tapfere Thran wurde auch nicht fertig, aber Ludwig

Schen nahm ohne Schen die Arbeit nach ihm in Angriff, und dann kam August Beyer.

Und jetzt ist er doch fertig geworden, der herrliche Turm, und erhebt sein vielfach gekröntes Haupt in die Wolken, ein Bild des Deutschen Reiches, das auch lange Zeit gebraucht hat, um fertig zu werden, dafür auch das beste und vornehmste ist in der ganzen Welt, denn



4. 9. 7. 3. 6. 2. 1. 2. 11. 5. 8. 10.

Die elf höchsten Kirchtürme Europas.

| | | | |
|--|-----------|----------------------------------|-------------|
| 1. Das Münster in Ulm
(Höchste Kirche der Welt) | 161 Meter | 6. St. Peter in Rom | 138,7 Meter |
| 2. Der Dom in Köln | 156 " | 7. Der Stephansdom in Wien | 137 " |
| 3. Die Kathedrale in Rouen | 149 " | 8. Das Münster in Freiburg i. B. | 125 " |
| 4. St. Nikolai in Hamburg | 144,2 " | 9. Die Kathedrale in Antwerpen | 123 " |
| 5. Das Münster in Straßburg | 143 " | 10. St. Giraldo in Sevilla | 111,5 " |
| | | 11. St. Paul in London | 111,3 " |

was lange währt, wird gut.

Künftige Geschlechter mögen unsere Hochbauten vielleicht mit noch unbekanntem Hilfsmitteln an großartigen Schöpfungen überbieten, vielleicht giebt es auch Zeiten, in denen unsere Kirchtürme die Nachwelt so fremdartig anmuten, wie uns die ägyptischen Pyramiden, aber auch dann muß noch die Ruine eines Meisterwerkes wie des Ulmer Münsters dem Beschauer Achtung einflößen vor Zeiten, in denen man noch für etwas anderes Sinn hatte, als für das Streben, Geld und Geldeswert engherzig zu sammeln.

Der Mensch kann nichts Höheres erstreben
Im Kampfe mit Sorge und Not
Als ein gutes Gewissen im Leben
Und einen guten Namen im Tod.

Friedrich von Bodenstedt.